

Ein Schiff, die Narren und die Rose mit dem Schwert

1. Ein Ende und ein neuer Anfang

„Wir wollen, dass Sie ihr Abitur machen“, hat Frau Dr. Stilleseen, Ärztin an der Klinik für Psychiatrie in M., einmal zu mir gesagt.

Lang, lang ist's her, fast zwei Jahre nun. Es kommt mir vor wie eine Ewigkeit. Was habe ich mir inzwischen an Stoff in den Kopf getrichtert, einfach unbegreiflich. Das ganze Oberstufen-Zeug, Mathematik, Deutsch, Geschichte, sogar Informatik. Ohne Computerkenntnisse kommt heute wohl kaum einer mehr aus. Wer nicht im Internet surfen kann, gilt als leicht beschränkt. Es lebe das Informationszeitalter! Ein Hoch auf die Technik und ihre größte Errungenschaft, den Computer! Inzwischen habe ich mir selber so ein Ding angeschafft. Manchmal schreibe ich damit, und wahrscheinlich werde ich es für ein Studium ganz gut gebrauchen können. Aber seine tieferen Geheimnisse werden mir vermutlich auf immer verborgen bleiben, obwohl ich in Informatik ganz gut abgeschlossen habe. Wie in den meisten Fächern, mit Ausnahme von Philosophie. Ich bin eben kein gesprächiger Mensch, und für solche Fächer muss man labern können, sonst hat man so ziemlich verschissen. Diskutieren ist gefragt und Auseinandersetzung mit Texten.

Kant, der kategorische Imperativ. Was haben wir darunter zu verstehen? Handle immer so, dass die Maxime deines Handelns ein allgemeines Gesetz sein kann. Der gute Wille zählt. Und den hatten Frau Dr. Stilleseen und ihr Team offenbar, dazu Vertrauen in meine intellektuellen und sozialen Fähigkeiten. Obwohl ich streckenweise sehr durch den Wind war, wie ich ehrlich zugeben muss. Aber eins nach dem anderen.

Die Geschichte begann, nachdem ich gerade ein Praktikum in einer Werkstatt für psychisch Behinderte abgebrochen hatte. Es war echt schlimm gewesen, eine richtige Gettosituation. Nur psychisch Kranke wie ich, alle redeten von ihrer Psychose oder dem nächsten Depotspritzentermin. Dazu eine stinklangweilige Arbeit, den ganzen Tag Brettchen schleifen, am nächsten Tag bohren, acht Stunden lang. Das hält keiner, der noch einen Funken Lebensmut besitzt, auf die Dauer aus. Jedenfalls ich nicht. Dazu kamen noch anderthalb Stunden Fahrt jeden Tag. Das Ganze für lau, ohne einen Pfennig Bezahlung. Nur ein schmales Mittagessen gab es zur Entschädigung.

Mit Behinderten kann man das ja machen. Die sind froh, wenn sie was zu tun haben und ihnen zuhause nicht die Decke auf den Kopf fällt. Für mich kam dieser Job nicht in Frage. Mein Betreuer machte mir Druck, also musste ich mich nach etwas anderem umschaun. Wie es der Zufall, den es

ja bekanntlich nicht gibt, so wollte, las ich in der Zeitung einen Artikel über eine Abendschule, an der man das Abitur nachholen konnte. Der Unterricht fand allerdings morgens statt. Auf so etwas hatte ich gewartet. Ich meldete mich an.

2. Die Sonne geht auf

Nachdem ich nun doch schon einige Jahre aus der Übung war, wunderte ich mich, wie leicht mir die Schule fiel. In Mathematik zum Beispiel war ich immer sauschlecht gewesen. Mit Mühe hatte ich meist auf einer schwachen Fünf gestanden. Zweimal hatte ich die zwölfte Klasse wiederholt, das letzte Mal mit Sondergenehmigung vom Regierungspräsidenten. Doch nun stürzte ich mich mit wachsender Begeisterung auf die Grundlagen der Kurvendiskussion. Ein ganzes Semester holte ich in einer Woche nach, binomische Formeln, quadratische Ergänzung und den ganzen Kram. Das ging soweit, dass ich in der Klassenarbeit meine erste Eins in Mathe seit der Grundschule schrieb. Es war nur ein kleiner Formfehler, der mich die volle Punktzahl kostete. Ein Triumph.

Ähnlich ging es in Deutsch. Klausurthema war eine Satire von Gerhard Zwerenz, in der geschildert wird, wie ein Streit unter Nachbarn bis zum Atomkrieg eskaliert. Eine heikle Geschichte, dabei sehr amüsan geschrieben. Ich legte eine - wie mir schien - glänzende Interpretation aufs Papier, die der Lehrer entsprechend würdigte. Er las sie der Klasse vor und gab mir eine fette, runde, saftige Eins.

Bald schon hielt ich mich für einen Genius, begnadet unter der Sonne. Ich malte mir aus, wie mein Abi aussehen würde, ginge das alles so weiter. Glänzende Perspektiven. Mündlich müsste ich allerdings noch ein bisschen zulegen. Der mündliche Ausdruck war meine schwache Seite. Etwas so mitzuteilen, dass es korrekt überkam, fiel mir nicht so leicht. Vielleicht lag das auch daran, dass ich gerne Gras rauchte. Dann flogen die Gedanken nur so, jedoch in unterschiedliche Richtungen. Die nötige Konzentration fehlte zumeist. Damals hatte ich mir gerade einen ganzen Haufen deutsches Marihuana gekauft, für drei Mark das Gramm. Es war gar nicht schlecht, man bekam einen mächtigen Törn, wenn man eine Wasserpfeife davon rauchte. Ein Bekannter baute es an, oder, besser gesagt, ließ es wachsen. Es vermehrte sich schon seit einigen Jahren selbst, und der einzige Aufwand war, männliche und zu dicht stehende Pflanzen auszupfen.

So hatte ich genügend besten Bölkstoff, um es eine Weile auszuhalten. Ich gewöhnte mir an, schon vor der Schule davon zu rauchen. Der Unterricht bereitete mir dann mehr Spaß. Wenn ich heute darüber nachdenke, finde ich es echt dumpf, sich am frühen Morgen schon den Kopf zuzuknallen.

Es ist fast das gleiche wie bei Alkoholikern oder Junkies. Am Ende fühlt man sich richtig abhängig, man braucht den Stoff förmlich. In der Schule traute ich mich kaum, den Mund aufzumachen, weil ich meistens breit war.

Wenn ich kiffe, nehme ich mich sehr zurück und habe kaum noch Antrieb, irgendwas zu machen, es sei denn, es bereitet mir wirklich Spaß. Auf die Dauer kann das fatal werden. Dann ist die Lähmung vollständig; vom ersten Guten-Morgen-Spliff bis zur Gute-Nacht-Blubber verbringt man den Tag in einer Art Dauerhalbschlaf, man ist nicht richtig wach und irgendwie ständig am träumen. Wenn man sich konzentrieren muss, geht das zwar, die Wirkung des Krautes tritt dann zurück, aber es ist sehr anstrengend, und das Kurzzeitgedächtnis lässt einen zuweilen im Stich.

Zum Ausgleich begann ich mit Yoga. Jeden Morgen stand ich eine geschlagene Stunde früher auf und vollführte meine Hatha-Yoga-Übungen. Ich begann mein Programm mit Atemübungen, den so genannten Pranayamas, dann kam eine Reihe von Asanas, Körperstellungen wie Drehsitz, Kobra und Heuschrecke, und zum Schluss Selbstversenkung und Meditation. Wenn ich damit fertig war, kochte ich Kaffee und rauchte eine dicke, fette Blubber. Danach ging's ab in die Schule. Das hielt ich etwa drei Monate durch, dann begann ich abzudrehen. Es fing ganz unmerklich an.

3. Die Weihetafel des Echnaton

Dietmar kam zu Besuch. Dietmar war ein guter Kumpel, den ich in der Klapsmühle kennen gelernt hatte. Er schaute öfters nach Feierabend oder am Wochenende vorbei. Er war sehr muskulös, fast übermäßig kräftig, und auch ziemlich groß. Ein Pfundskerl im wahrsten Sinne des Wortes. Ich versuchte ihn zu überzeugen, auch mit Yoga anzufangen.

„Lass es uns einfach ausprobieren. Es ist wirklich nicht schwer. Für jeden gibt es die entsprechenden Übungen.“

Dietmar sog an seiner Zigarette. Er rauchte ziemlich viel.

„Zuerst nimmst du die richtige Sitzposition ein. Der Lotussitz ist allerdings recht schwierig. Aber es geht auch im Halbblotus, dem Sidhasana. Lass es uns gleich mal versuchen. Ich zeig's dir.“

Dietmar drückte seine Zigarette aus. Er sah mich ein bisschen zweifelnd an.

„Jetzt sofort?“ fragte er.

„Lass uns ins Schlafzimmer gehen. Da ist mehr Platz und auch saubere Luft. Deine Zigaretten lässt du besser hier. Beim Yoga wird nicht geraucht.“

Dietmar nahm seine Zigarettenschachtel und schaute hinein. „Da ist sowieso keine mehr drin. Also gut, lass es uns mal versuchen.“

Wir gingen ins Schlafzimmer. Ich legte die Teppiche zurecht und breitete Decken darüber. Wir setzten uns. Ich begann gleich mit der Unterweisung.

„Also, du winkelst die Beine an und legst den rechten Fuß auf den linken Oberschenkel. Guck mal, ganz einfach.“

Dietmar schaute mir gespannt zu. Er packte seinen Fuß und versuchte, ihn auf den massigen Oberschenkel zu wuchten, aber es gelang nicht.

„Ich schaff es nicht“, brachte er schließlich deprimiert heraus.

„Du hast einfach zu feiste Muskeln. Du bist mehr ein Kraftsportler als ein Yogi. Aber das schließt sich nicht aus.“

„Und was mach ich jetzt?“ fragte er.

„Das geht auch anders“, tröstete ich ihn. „Du setzt dich ganz normal im Schneidersitz hin, und dann fangen wir mit den Pranayamas an.“

„Prana - was?“

„Pranayamas. Atemübungen. Eine der Grundlagen des Yoga. Der richtige Atem ist die Voraussetzung für alles andere.“

„Aha.“ Er schaute mich leicht irritiert an, hatte sich aber schnell wieder in der Gewalt. „Na gut. Dann zeig mir das mal.“

Ich machte ihm die volle Yogi-Atmung vor, mit unterer, mittlerer und oberer Atmung, dabei auf acht zählend. Dann übten wir zusammen. Ich zählte, und er atmete.

„..., sieben, acht, jetzt den Bauch wieder einziehen, eins, zwei, ...“

Ich kam richtig in Fahrt. Dietmar auch. Er schnaubte laut durch die Nase. Ich ließ ihn sieben Atemzüge machen, dann zeigte ich ihm noch andere Pranayamas, die er bereitwillig ausführte. Nun kamen verschiedene Asanas an die Reihe, die ich für ihn ausgesucht hatte. Dietmar stellte sich nicht ungeschickt an. Auch die anschließende Meditation verlief zu unserer Zufriedenheit.

Ich gefiel mir in der Rolle des Guru. Ich hatte zwar selber kaum Ahnung von der Materie, ich meine wirkliche Ahnung. Aber es machte mir Spaß, das geringe Wissen, das ich besaß, an jemanden weiterzugeben. Die Grundlagen hatte ich aus den Büchern von Elisabeth Haich und Selvarajan

Yesudian. Sie betrachtete ich als meine geistigen Eltern. Schon mit fünfzehn hatte ich einige ihrer Schriften gelesen und daraufhin mit Yoga begonnen. Ein guter Freund von mir, den alle nur Joe nannten, hat einmal ihre Yogaschule in der Schweiz besucht. Er berichtete mir ausführlichst und in allen Einzelheiten von seinem Aufenthalt dort. Einmal fragte er Frau Haich, ob eine Kollegin, die genau die gleichen Hände habe wie er, seine Schwester aus einem früheren Leben sein könne. Sie antwortete nur, darum solle er sich nicht kümmern. Wichtiger sei es, im Hier und Jetzt zu leben. Diese Regel habe ich damals noch nicht begriffen. Es war ein zu interessantes Thema, fand ich.

Wir waren noch bei der Meditation, als es an der Tür klingelte und jener Joe Einlass begehrte. Er brachte gutes Wetter mit, wie immer. Dietmar, inzwischen aus der Meditation erwacht, begrüßte ihn euphorisch.

„Na, du alter Penner, wie geht´s?“

„Wie soll´s schon gehen, gut, nehme ich an.“ Joe zog seine Jacke aus und hängte sie an die Garderobe. „Ich komm gerade aus´m Wald. Hab noch sechs Rehe und verschiedene Bauten gesehen, ob das Fuchs- oder Dachsbauten waren, ich weiß es nicht. `nen Förstling hab ich auch noch getroffen, mit `nem Gewehr und einem Jagdhund, so`ne Art Münsterländer. Der hat mich noch ganz komisch begrüßt...“

Und so ging es weiter. Joe hatte ein Talent, alles ausführlich und etwas umständlich zu berichten. Dietmar konnte ebenfalls recht redselig sein, und so entspann sich eine angeregte Unterhaltung. Ich kochte inzwischen Tee.

Von der Küche aus hörte ich, dass die beiden beim Thema Yoga waren. Joe kannte das Hatha-Yoga-Buch von S. Yesudian nahezu auswendig und zitierte gerade daraus. Es ging um wunderbare Heilwirkung durch Yoga. Ein Mann hatte Plattfüße, und dadurch war sein ganzes Körpergleichgewicht gestört, Nerven- und Herzschädigung inklusive. Durch Yoga brachte er alles wieder in Ordnung. Ich habe selber Plattfüße, genau wie mein Vater. Das kann tatsächlich zu Komplikationen führen. Mir schien es nur logisch, dass die richtigen Übungen das wieder ins Lot bringen können. Yoga ist schon was Geiles.

Das Wasser kochte. Ich goss den Tee auf und brachte ihn ins Wohnzimmer. Joe entfuhr ein „Ah, geil!“, und er zündete das Teelicht an. Ich setzte die Kanne aufs Stövchen.

„Ist das ein Grüner?“ wollte Joe wissen.

„Nee, ein Darjeeling.“

Dietmar nahm den Deckel ab und roch an dem heißen Gebräu. „Riecht gut“, meinte er.

„Ist auch ganz was feines. Ein Darjeeling Autumnal FTGFOP. Fantastisches Aroma. Von Tagtraum Tee.“

Joe bestätigte mich mit einem „Mmhhmm“. Er war ein Teekenner, zumindest schätzte er gute Tees, wenn er auch im Blindtest manches Mal daneben tippte. Nach drei Minuten nahm ich das Sieb heraus und goss den Tee in die Schälchen. Wir schlürften die heiße Flüssigkeit.

„Schmeckt gut“, meinte Dietmar. Eigentlich war er ja überzeugter Kaffeetrinker, aber das Aroma des Tees beeindruckte ihn.

„Mmhhmm“, bestätigte Joe erneut. Und dann: „Bau mal einen.“

Ich konnte nicht widersprechen und holte mein Gras raus, fischte eine Blüte aus dem Glas und schnitt sie mit der Schere klein. Das Kraut rieselte aufs Bröselchälchen. Ich nahm Krümeltabak und mischte ihn mit dem Marihuana. Dann holte ich die Blubber aus dem Schrank, machte einen Tabakboden ins Shillum und stopfte die Mischung hinein.

Joe durfte anrauchen. Er nahm einen kräftigen Zug, inhalierte tief und gab die Pfeife weiter. Ich rauchte ebenfalls und stellte die Pfeife erstmal ab. Dietmar rauchte nicht, mit Rücksicht auf seine Erkrankung. Er war manisch-depressiv. Eigentlich sollte ich ja auch nicht kiffen, schließlich litt ich an einer chronischen Psychose. Aber ich konnte die Finger einfach nicht davon lassen. Letztendlich werden die wenigsten vom Kiffen auf der Stelle verrückt. Ich jedenfalls vertrug es ganz gut. Aber auf die Dauer kann es gefährlich werden, davon kann ich ein Liedchen singen. Realitätsverlust und so. Schleichend. Das ist das Tückische.

„Jetzt kann man mit euch wieder nichts mehr anfangen. Joe ist schon stumm geworden, und du legst dich bestimmt gleich ab, wie ich dich kenne, wetten?“ Dietmar kannte das ganze Spiel schon zur Genüge.

Joe blinzelte. „Ich werd jetzt erst noch mal einen Zug nehmen“, sprach er und ließ seinen Worten Taten folgen.

Ich nahm auch noch einen Zug. Langsam wurde ich stoned. Mein Hirn summt. Ich hatte eine Idee. „Wir können uns ja regelmäßig zum Yoga treffen. Ich habe noch einen Kellerraum im Haus, den könnte man ausräumen und einen Übungsraum draus machen, wie wäre das?“

„Und Dietmar macht uns das Zeitlupenturnen vor. Mit seinen Muskeln ist er der ideale Trainer“, stimmte Joe zu.

Das Zeitlupenturnen war eine spezielle Methode, mit Hilfe von verlangsamten Körperübungen und Vorstellungskraft Muskeln aufzubauen.

„Erstmal muss er lernen, wie das geht“, meinte ich. „Aber das Prinzip ist ja ganz einfach. - Ich weiß schon, wie ich den Raum anstreiche. Orange, und an eine Seite kommt die Weihetafel des Echnaton.“

Mit Echnaton, dem alten ägyptischen Ketzerkönig, hatte ich mich oft identifiziert. Tatsächlich hielt ich mich im Geheimen für eine Inkarnation desselben. Ich hatte bis dahin mit niemandem darüber gesprochen, aber es war in meiner ersten psychotischen Episode eine Realität gewesen. Seitdem hat mich der Gedanke nicht mehr losgelassen. Es ist schon ein besonderes Feeling, ein alter Ägypter zu sein und gleichzeitig auf unserer schönen grünen Erde zu wandeln. Man fühlt sich allwissend und trifft überall Bekannte aus alten Inkarnationen. Gleichzeitig weiß man auch gar nichts mehr. Ich versuchte immer, alle möglichen Leute in die verschiedenen Zeitepochen einzuordnen. Meistens waren sie ziemlich berühmt. Bei Dietmar zum Beispiel war ich sicher, dass es sich um den großen König David handelte, der sich hier auf dem Lande in eine Bauernfamilie inkarniert hatte. Er machte einmal eine entsprechende Bemerkung, die ich entsprechend deutete. Joe hielt ich für einen inkarnierten Inder, der sich schon früher mit Yoga befasst hatte.

„Die Weihetafel des Echnaton. Mmhhmm“, sagte Joe, wobei er die zweite Silbe des „Mmhhmm“ betonte.

„Ich kann dir ein Photo davon zeigen. Warte mal.“ Ich holte einen alten, abgenutzten Museumskatalog aus dem Bücherregal.

„Warte mal, ... hier haben wir´s. Weihetafel des Echnaton.“

Ich hielt Joe ein einzelnes Blatt hin, das eine Steintafel mit Hieroglyphen zeigte, die symmetrisch angeordnet waren.

„Das soll den Raum unter den Schutz der Sonne stellen“, erläuterte ich. „Das Ding hängt als Original über einer Tür im ägyptischen Museum in Berlin. Ich finde, es sieht geil aus.“

Joe betrachtete die Tafel eingehend. „Ja, nicht schlecht.“ Er gab das Bild an Dietmar weiter.

„Nicht schlecht“, bestätigte dieser.

„Das an die Wand zu pinseln, wird `ne ganz schöne Arbeit. Hoffentlich bringt uns die Inschrift kein Unglück. Echnatons Haus stand auch unter keinem guten Stern. Ich habe halt immer nur Unglück...“

„Was soll das denn bedeuten?“ fragte Dietmar. „Hältst du dich jetzt schon für `nen Pharao?“

„Könnte sein“, meinte ich. „Ich habe ein sehr langes Gedächtnis, weißt du?“

„Ach, du spinnst.“ Dietmar war skeptisch. „Andererseits, was mir da eine Bekannte mal erzählt hat, das passt ganz gut dazu. Sie meinte, sie wäre im Mittelalter als Hexe inkarniert gewesen und hätte Luzifer gedient, und jetzt müsste sie eine karmische Schuld abbüßen. Vielleicht hast du ja auch noch Schulden...“

Er dachte nach. Ich erwiderte nichts und verlor mich in eine Art träumerische Stille. Für diesen Tag war das Thema erledigt.

4. Jesus

Einige Tage später kaufte ich dann die Farbe für den Kellerraum, orange für die Wände und schwarz für die Inschrift. Da ich kaum noch Geld besaß, legte Joe den nötigen Betrag für mich aus.

Joe ist schon eine treue Seele. Ich kenne ihn nun seit über fünfzehn Jahren, seit wir das erste Mal zusammen einen rauchen gegangen sind. Wir feierten in einer Jugenddisko, und den Joint zogen wir uns auf einer Bank an unserer alten Penne rein. Matthes war dabei, und Pivi, beide Neil Young- und Bob Dylan-Fans und damals überzeugte Kommunisten. Was sie heute machen, ich weiß es nicht. Pivi hat wohl Jura studiert, dazu braucht er keine höhere Mathematik. Matthes hat die Schule abgebrochen. Joe hat ihn einmal im Nadelstreifenanzug gesehen, möglicherweise ist er Broker oder Banker. Solchen Leuten traue ich alles zu. Es ist der typische 68er Weg: Erst aussteigen, dann einsteigen. Die Träume und Illusionen der Jugend werden einfach über Bord geworfen.

Joe ist alles in allem der Gleiche geblieben. Er liest immer noch Indianerbücher und träumt von einer ökologischen Zukunft. Er hat schon beschissene Jobs gemacht, Akkordarbeit, Zangen zusammenlegen und so, richtig tödlich, und das über einen längeren Zeitraum hinweg. Aber dafür ist er auch schon ordentlich über die Stränge geschlagen. Diebstahl, Hehlerei, Drogen, haarscharf am Knast vorbei. Hätte er keine Umschulung gemacht, hätte er gesessen. Knallhart. Das ist Joe. Sensibel, ein bisschen nervös. Er kann sich schlecht durchsetzen. Das haben wir gemeinsam.

Joe unterstützte mich also großzügig. Ich hatte den Kellerraum vorher schon ausgeräumt, und wir platzierten die Farbe in einer Ecke. Dann gingen wir erstmal hoch, tranken einen Tee und rauchten eine Pfeife. Mal sehen, wann wir den Raum anstreichen würden. Wahrscheinlich würde ich es sowieso alleine machen. Joe ist manchmal ein bisschen faul. Das haben wir auch gemeinsam.

An diesem Tag war ich wieder auf meiner Inkarnationsschiene. Ich erzählte Joe, wie ich unter Pharao Thutmose als Hohepriester gedient hatte. Wir vertrieben die Hyksos, ein kriegerisches Reitervolk, das Ägypten unterjocht hatte, und begründeten die 18. Dynastie. Die glorreiche 18. Dynastie, an deren Ende Echnaton und der geheimnisvolle Tutanchamun standen. Ich berichtete Joe in allen

Einzelheiten von diesem Leben. Thutmose war meiner Meinung nach heute auch wieder inkarniert. Als Sänger einer Band, von der ich einige Scheiben besaß. Das sagte ich Joe aber nicht direkt, er hätte es mir nicht abgenommen. Ich deutete es nur an. Mein Bericht hinterließ bei ihm einen gewissen Eindruck, muss ich sagen, zumal ich selbst daran glaubte. Für mich war es Realität, Erinnerungen, die aufgewacht waren und eigenes Leben gewannen. Die das Leben bereicherten, ja, ihm einen Sinn gaben. Ich besaß etwas, das andere nicht hatten. Ein kosmisches Gefühl durchflutete mich. Und dieses Gefühl sollte auch die nächste Zeit anhalten. Es bewirkte eine fast unmerkliche Persönlichkeitsveränderung, die aber mit jedem Tag stärker wurde.

Ich selber bemerkte es nicht. Für mich war es nur ein mystisches Gefühl, die Liebe im Herzen und auf Entdeckungsfahrt ins Allumfassende, ins Nirgendwo. Christoph Kolumbus II. gewissermaßen. Aber Joe fiel es auf. „Ball flach halten!“ und „Bleib mal auf'm Teppich!“ waren zwei seiner typischen Ausdrücke. Er kannte meine Krankheitsgeschichte. Ab und zu ging es halt los, da konnte ich wenig machen. Es war immer die Esoterik, die mich derart beflügelte. Das Gefühl, eingebunden zu sein in den Weltenplan. Eine Rolle zu spielen in dem großen Schauspiel des Werdens und Vergehens, das auf der Erde aufgeführt wird. Geboren zu werden, zu wachsen, zu sterben nach einem vorbestimmten Schicksalsplan. Karma abzutragen und neues Karma zu schaffen. Nicht mehr winzig und unwichtig zu sein. Mitzuhelfen an der Errettung der Welt. An ihrer Erlösung. Zu sein wie Jesus, voller Gnade und Barmherzigkeit. Solcherlei Gedanken durchfluteten mich.

5. Der Sinn des Lebens

Was ist der Sinn des Lebens, die Sorge? Oh ja, ich sorgte mich. Sorgte mich um meine kleine Freundin, meine erste große Liebe, die mich hatte sitzen lassen und mit einem anderen auf und davon war. Wenn sie nun bösen Mächten in die Hände gefallen war, Satanisten etwa, die sie gefangen hielten und missbrauchten? Womöglich mitten in Amsterdam, dem großen Sündenpfuhl, der Hure Babylon?

Ja, ich machte mir Sorgen um meine erstgeborene Tochter Meritaton. Sie hatten bestimmt herausgefunden, wer sie war.

Meritaton, wie habe ich dich geliebt und wie liebe ich dich immer noch. Du mein größtes Kind, der ich die Weisheit des Aton eingeflößt habe, die der Himmel mir spendet. Und wo sind deine Geschwister, die früh verstorbene Maketaton, Anchesenpaaton, die lebhafteste, Gemahlin des Tutanchaton, und die anderen Kinder? Wo seid ihr? Seid ihr in Sicherheit oder verfolgt euch der Antichrist? Mitten in Amsterdam haben die Satanisten eine große Pyramide errichtet, und dort hockt sie in der Königskammer. Kämpfe, kleine Fee, kämpfe! Wehre dich gegen den Schmutz und den abgrundtiefen Hass um dich her! Sei tapfer!

Schon kommen sie näher, aber einer nach dem anderen wird ausgelöscht von deinen magischen Blitzen. Ich bin deine Energiequelle, eine kosmische Batterie, so stark wie die Bundeslade. Das Gute siegt am Ende, aber es wird ein harter Kampf werden!

Meine Phantasien hatten erschreckende Ausmaße angenommen. Ich sah überall tote Satanisten, dahingestreckt von ihrem Finger. Der Rest flüchtete.

„Ich bin Luzifer! Ich befehle euch stillzustehen!“

Und sie standen still. Die Polizei brauchte nur die Typen mit den umgedrehten Kreuzen auf den Lederjacken einzusammeln, die überall bewegungslos herumstanden. Das war alles.

Aber steckten die Polizisten nicht mit ihnen unter einer Decke? Konnte man ihnen vertrauen, oder dienten sie selber dem Antichrist? War meine Tochter bei ihnen in Sicherheit? Solcherlei Fragen bestürmten mich. Ich begann, mit mir selber zu reden wie in einem endlosen Frage- und Antwortspiel. Das Karussell in meinem Kopf drehte sich und drehte sich. Es stoppte erst, als das Unvermeidliche eintrat.

Es war schon spät am Abend, als ich Geräusche vor meiner Wohnungstür bemerkte. Ich schaute nach und stellte fest, dass mehrere Figuren mit Taschenlampen sich an der Tür zu schaffen machten. Einbrecher, dachte ich, und bewaffnete mich mit einer leeren Flasche.

„Wer ist da?“ rief ich aufgeregt.

„Das wirst du schon sehen!“ kam es zurück.

Das war keine befriedigende Antwort. Ich geriet in Panik. Dennoch beschloss ich, die Tür zu öffnen und mich den Eindringlingen zu stellen. Es handelte sich um vier Polizisten, und mein Psychiater war mit von der Partie. Ich begriff, worum es ging: Zwangseinweisung. Der gute Doktor hatte sich Sorgen gemacht, weil ich meine Depotspritze nicht abgeholt hatte. Ich konnte gerade noch die notwendigsten Sachen zusammenpacken, dann saß ich auch schon im Krankenwagen.

Während der Fahrt zur psychiatrischen Klinik in M. sprach ich kein Wort. Meine Vorstellungskraft jedoch lief auf vollen Touren. Überall war man Satanisten auf der Spur. Sie hatten sich an geheimen Orten versammelt und hielten grausame Messen zu Ehren Luzifers ab. Blut und Drogen. Und mittendrin die unschuldigen Schäfchen. Wie bei Charles Manson und Sharon Tate. Die Polizisten deckten alles, wenigstens die deutschen.

Ich fühlte mich, als wenn es zur Schlachtbank ginge. Körperliche Angst durchflutete mich. Die amerikanische Armee müsste eingreifen. Ich traute Bill Clinton einiges zu. In Deutschland jedoch war alles in der Hand des Satans, selbst der Bundestag. Helmut Kohl und Theo Waigel ließen die Abgeordneten der Opposition grausam hinmetzeln und errichteten eine satanistische Diktatur. Der Waigel war ein ganz besonderer Spezi. Er hatte schon in Sodom und Gomorrha eine exaltierte Position eingenommen. Als fliegender Dämon, gesteuert vom Bösen. Jetzt war es soweit, seine wahre Natur kam zum Vorschein. Und Kohl, der Volkskanzler, war bloß seine Marionette.

Der Wagen hielt. Ich schaute aus dem Fenster. Wir standen an einer Kreuzung, vor uns ein Polizeifahrzeug. Die Ampel sprang auf Grün. Wir hielten immer noch. Der Polizeiwagen bog rechts ab und verschwand. Die Ampel zeigte rot und dann wieder grün. Der Wagen rührte sich nicht.

Ich hatte ein seltsames Gefühl. Was sollte das bedeuten? Angstphantasien durchzuckten mein krankes Hirn. Vielleicht griff die amerikanische Armee ein und es kam zum großen Showdown. Nichts geschah. Endlich fuhr der Krankenwagen weiter. Wir erreichten die Klinik, und der Fahrer hielt an der Pforte an. Es war spät, und so dauerte es lange, bis ein Arzt erschien. Inzwischen rauchte ich Zigaretten und tat so, als ginge mich alles nichts an. Ich hatte mich beruhigt. Der Arzt, den ich schon von einem früheren Aufenthalt kannte, stellte mir einige Fragen, die ich wahrheitsgemäß beantwortete. Anschließend unterschrieb ich eine Freiwilligkeitserklärung. Das erste Mal in der Ballerburg, ohne dass mir ein amtlicher Beschluss drohte. Ein Fortschritt.

6. Sprung durch die Zeit

Der Arzt, ein ruhiger und besonnener junger Mann, begleitete mich zur inneren Abteilung. Offensichtlich war auf den anderen geschlossenen Stationen kein Bett mehr frei.

Ich bekam ein Einzelzimmer zugewiesen. Es roch nach Klinik und Reinigungsmitteln. Das Bett war frisch bezogen. Ich hatte ein eigenartiges Gefühl in dem Zimmer, als wenn die Luft elektrostatisch aufgeladen wäre. Ich überlegte. Vielleicht lag das an den Labors mit den ganzen elektrischen

Geräten, die einen Stock tiefer lagen. Ich rechnete damit, einen gewischt zu bekommen, so greifbar war die Spannung im Raum. Man wollte mich foltern. Keinen Moment länger hielt ich es hier aus. Fluchtartig verließ ich das Zimmer. Ich erkundete die Station und fand den Raucherraum. Zuhause hatte ich noch einen halb aufgerauchten Joint einstecken können, den ich mir erst einmal anzündete. An einem anderen Tisch saß noch ein älterer Kneister. Ich beachtete ihn nicht und inhalierte tief. Als ich den Joint zu ende geraucht hatte, wurde mir meine Lage bewusst. Wieder einmal im Seelenknast. Wenigstens hatten sie mich nicht fixiert. Das habe ich alles schon erlebt. Einmal schleppten sie mich bei meiner Ankunft ins Badezimmer, warfen mich mit Klamotten in das lauwarme Badewasser und schnitten mir dann mit der Verbandschere die Kleidung auf. Anschließend fesselten sie mich mit Händen und Füßen an ein Bett, jagten mir eine fette Spritze in den Oberschenkel und ließen mich für achtundvierzig Stunden so liegen. Ab und zu flößten sie mir eklig schmeckende Tropfen und einen Schluck Mineralwasser ein. Man kann sich vorstellen, wie ich mich fühlte, zumal ich bis heute nicht weiß, warum mir die Schweine das angetan haben. Ich hatte die entsprechende Station mal als „Hakenkreuz-Station“ bezeichnet, vielleicht war das der Grund. Rache. Nachher bekam ich einen Beschluss verpasst, in dem es hieß, ich hätte gekratzt, gebissen und gespuckt. Die reine Lüge, das kann ich beschwören. Aber die ganze Schicht hatte unterschrieben, was willst du da machen. Einer gegen alle.

Man muss sich mit diesen Arschlöchern arrangieren, sonst schadet man sich selbst. Es herrscht ein präzise ausgetüfteltes System von Disziplin und Gehorsam in so einer Klinik. Auffällig ist eine strenge Hierarchie. An der Spitze stehen die Ärzte, gestaffelt nach Oberarzt, Stationsarzt und Arzt im Praktikum. Die befehlen dem Pflegepersonal - Stationsleitung, Krankenpfleger, Schüler und Praktikanten - das dann seine Aggressionen an den Patienten auslöst. Na ja, es gibt zwar echt duftende Krankenpfleger, die sich wirklich um einen bemühen, aber es sind halt auch Arschlöcher darunter.

Der Pfleger auf der Inneren war cool drauf. Er muss gerochen haben, dass ich gekiffte hatte, sagte aber nichts. Der alte Kneister am anderen Tisch sagte auch nichts. Ich betrachtete ihn eingehender.

Ja, jetzt wurde es mir klar, es war Egon Schäbig, mein Nachbar, der seinen kleinen Sohn zum Teufel ausgebildet hatte. Eigentlich hieß er Eugen, und Schäbig nannte ich ihn, weil er seine Kinder so oft anschrte. Und eigentlich hatte dieser Typ nichts mit meinem Nachbarn zu tun. Aber es hatte einen Zeitsprung gegeben, und Egon war auf einmal alt geworden und ebenfalls in der Klapse gelandet. Nur ich hatte mich offenbar nicht verändert. Dieser Zeitsprung schien mir ein bedeutendes Faktum zu sein. Ich fragte mich, welches Jahr wir wohl schrieben. Es müsste so um 2030 sein, nach Egons Alter zu schließen.

Ich dachte an meine kleine Fee, wie sie wohl die Zeitenwende verbracht hatte. Wahrscheinlich war sie längst tot, genau wie meine Freunde. Das spürte ich, ja, ich wusste es. Alle meine Bekannten und Verwandten waren in die Hände der Satanisten gefallen und von ihnen ermordet worden. Dann kam der Zeitsprung, dreißig Jahre auf einen Schlag, mindestens. Alles war anders geworden. In dieser Nacht machte ich kein Auge zu, sondern ging auf dem Flur auf und ab und auf und ab, immer wieder. Mein Zimmer wagte ich nicht zu betreten. Hochspannung, Vorsicht Lebensgefahr!

Gegen Morgen holte ich einen Stuhl aus dem Essraum und pflanzte mich in den Flur. Meine kleine Fee meldete sich. Sie verriet sich durch ein orangefarbenes Leuchten, das ich aus den Augenwinkeln beobachten konnte. Es schwebte über den Flur, und manchmal ließ es sich in meiner Brust nieder. Dann konnte ich ihre Worte verstehen.

Sie erzählte Geschichten aus dem Feenreich. Es war ein geheimnisvolles Land, weit entfernt und neblig, und ein Tag dort bedeutete hundert Jahre in unserer Zeitrechnung. Als sie im Feenreich angelangt war, nach ihrem Tod, hatte sie ausgesehen wie ein kleines Tierchen. Die anderen Elfen schrakten vor ihr zurück, hatte sich doch ihr Inneres nach außen gekehrt. Es waren ihre Leidenschaften und Triebe, die ihr das tierische Aussehen verliehen. Die anderen nannten sie „das Biest“. Doch es war nur eine Frage der Zeit, bis sie sich von ihren Leidenschaften trennte und ihr kleine, zarte Flügel wuchsen. Es war eine Entwicklung, die jede Elfe durchmachen musste. Bei mir fing es auch schon an. Meine Füße schmerzten, und wenn ich ging, humpelte ich. Das war das erste Zeichen. Wenn der Mensch sich zum Elfen wandelt, bekommt er zuerst Klumpfüße. Das erzählte sie mir. Und noch vieles mehr. Etwa dass es im Feenreich, dem ewigen Avalon, mit der Zeit sehr heiß geworden war. Die Elfen sind Wesen des Nebels und des Zwilichts, geheimnisvoll und scheu. Das feurige Element zerstörte ihre zarte Struktur, und je mehr die Sonne auf Avalon niederbrannte, desto mehr verbargen sie sich vor ihrem Antlitz. Sie wurden zu Wesen der Nacht und erschienen den Menschen in Träumen und Visionen, ein schattenhaftes Dasein führend.

Deutlich konnte ich die Stimme meiner kleinen Fee vernehmen. Ich fühlte ihre Liebe. Es war eine alles umfassende, unpersönliche Liebe, die sie mir wie allen Wesen und Dingen entgegenbrachte. Sie war reif, erwachsen, durchflutet vom Odem des Schöpfers und erleuchtet von den Weisheiten des Himmels. Ich hingegen war unreif, töricht. Meine Liebe war ans Persönliche gefesselt. Vieles hatte ich noch zu lernen. Meine Sorge aufzugeben etwa, die ewige Sorge um meine kleinen Töchter. Ich nahm zuviel Anteil an ihrem Schicksal, statt mich meiner eigenen Verantwortung zu stellen. Ich lebte in ständiger Angst, Angst vor dem Unerwarteten und Unvorhersehbaren, Angst vor dem Unvermeidlichen und so fort.

Ich massierte meine schmerzenden Füße. Sie schienen dick und angeschwollen. Ich dachte nach. Wenn das so bliebe, könnte ich kein Yoga mehr üben. Das wäre ein schmerzlicher Verlust. Nicht auszudenken. Aber ein Elfe zu sein, hat bestimmt auch Vorteile, überlegte ich. Man ist der restlichen Menschheit eine Stufe voraus, ist sozusagen ein Prototyp. Mal schauen.

7. Elfen müssen spucken

Kurz vor dem Frühstück humpelte ich in das Raucherzimmer, setzte mich an einen Tisch und breitete meine Sachen vor mir aus: Tabak, Feuerzeug, Blättchen. Ich ordnete sie geometrisch an. Dann begann ich, leise mit mir selber zu reden.

Genauer gesagt sprach ich mit verschiedenen alten Freunden, die die Zeitenwende nicht überlebt hatten und nun als Kinder wiedergeboren waren. Mit Bolko etwa, der dem Feenreich immer zugetan war. Und mit Michael, meinem treuen Kumpel. Er hatte einmal auf einer holländischen Insel einen Kreis von Elfen tanzen gesehen. Dabei rauchte ich Zigaretten, denen ich vorher auf magische Weise das Nikotin entzog. Ich brauchte dazu nur langsam mit dem Zeigefinger aus einiger Entfernung über den Tabak zu streichen, und schon bewegten sich die einzelnen Fasern, sie kräuselten sich und das Nikotin entwich in einem kleinen Wölkchen. Genauso konnte ich dem Tabak auch Substanzen hinzufügen, etwa Haschischöl oder Heroin. Ich drehte mir eine Zigarette mit imaginärem Heroin und rauchte sie bedächtig. Ich konnte spüren, wie allmählich die Wirkung eintrat. Sie war allerdings nicht sehr stark ausgeprägt, denn Elfen vertragen viel. Aber es genügte, um mich anzutörnen.

Die ersten Patienten waren jetzt aus ihren Betten gestiegen und begannen, den Raucherraum zu bevölkern.

Einer setzte sich an meinen Tisch. Er schaute mich zweifelnd an, wie ich da mit einer tiefen, rauen Stimme angeregt zu mir selber sprach. Ab und zu rotzte ich auf den Fußboden, denn Elfen müssen spucken, um ihre Lungen zu reinigen. Das sagte ich auch meinem Tischnachbarn, als er mich auf mein ungenügendes Benehmen hinwies.

„So so, Elfen müssen spucken“, wiederholte er spöttisch meine Worte. Offenbar war ich nicht ganz bei Trost. Aber was will man schon erwarten in einer Landeslinik für Psychiatrie, zumal auf der geschlossenen Station. Da sind nun mal die Verrückten auf einem Haufen. Und ich war der Verrückteste von allen. Der Kapitän auf einem Narrenschiff. Niemand weiß, wohin die Reise geht. Wir legen ab und hoffen, am Ende der Welt nicht in den Abgrund zu stürzen. Vielleicht entdecken

wir Land, eine einsame Insel, auf keiner Karte verzeichnet. Doch wir beachten sie nicht und segeln weiter. Immer weiter fort. Fort, fort, nur fort von hier. Mit der ungewissen Hoffnung, den Heimathafen wieder zu sehen. Irgendwann. Irgendwie.

Inzwischen hatten die meisten den Raum verlassen. Zeit zum Frühstück. Ich verspürte weder Hunger noch Durst, sondern hatte nur den Drang, mich zu reinigen. Meine Fingernägel hatten pechschwarze Ränder.

So sprach ich etwas später, nach dem Frühstück, einen Pfleger an, ob er saubere Kleidung für mich habe, ich wolle ein Bad nehmen. Er suchte passende Unterwäsche, Socken, eine Stoffhose und ein schrilles, kurzärmeliges Hemd mit Hawaii-Muster aus dem Fundus. Er fragte, ob ich allein zurechtkäme. „Ja, natürlich komme ich alleine klar“, antwortete ich mit einer tiefen, kehligen Stimme.

Die Fähigkeit, tief und rau zu singen, hatte ich schon mit meiner Band erprobt. Dass ich in dieser Tonlage sprach, war neu. Ich deutete es als weiteren Schritt meiner Verwandlung zum Elfen. Elfen sprechen so, zumindest die männlichen. Die Feen haben eine leise, leicht glucksende, harmonische Stimme. Auf der Station war so eine Fee, blond und noch jung, vielleicht achtzehn Jahre alt. Ich stellte mir vor, dass sie eine meiner Töchter sein könne, Nefernefruaton-Tascherit vielleicht, die Kleine, die jung an einer schlimmen Pestilenz gestorben war. Jedenfalls war sie mir auf Anhieb sympathisch. Sie anzusprechen, traute ich mich jedoch nicht.

So humpelte ich also ins Badezimmer und wollte die Tür verschließen, doch der Pfleger ließ mich nicht alleine. „Ich komme schon zurecht“, sagte ich nachdrücklich und wies ihm die Tür. Dieser Veck traute mir offenbar wenig zu. Schließlich ging er doch. Ich ließ Wasser in die Wanne ein und begann mich auszukleiden. Plötzlich spürte ich etwas. Mein Erzfeind aus der Amarna-Zeit war anwesend. Baknaton. Nach außen hin der schleimigste aller Amun-Priester, untertänig bis zum Erbrechen. Ingeheim aber der mächtigste Widersacher, den Achet-Aton und der Aton-Kult kannten. Er intrigierte bis zum Äußersten. Jedes Mittel war ihm recht. Und nun hatte er sich auf die Station geschlichen und sich vermutlich unter das Ärzteteam gemischt. Ich herrschte ihn an.

„Baknaton, du hast keine Chance. Geh in dich!“ brüllte ich laut. „Du wirst mein Werk nicht mehr verderben, wie du es damals verdorben hast. Geh zu Amun, deinem Gott, und berichte, dass ich standhaft bin!“

Es klopfte an der Tür.

„Alles klar da drinnen?“ fragte jemand.

„Alles in Ordnung“, antwortete ich. „Es ist nichts passiert. Kein Grund zur Besorgnis.“

Es klopfte noch einmal.

„Schon gut“, besänftigte ich.

Baknaton bedrängte mich. Ich warf ihn zu Boden und fesselte ihn.

Das Problem war fürs erste erledigt. Inzwischen war das Badewasser eingelaufen. Ich hielt meine Hand hinein. Es war lauwarm bis kalt. Ich fluchte. Kaltes Badewasser kann ich nicht ausstehen. Es härtet zwar ab, erinnert mich aber immer an den Badespaß, den die Pfleger auf der gewissen Station mit mir veranstaltet hatten. Ein Horror. Alles Satanisten. Diese Schweine. Ich überwand mich und stieg in die Badewanne. Das kalte Wasser erfrischte Körper und Geist. Nach dem Bad zog ich mir die frischen Sachen an. Sie waren eine Nummer zu groß. Ich betrachtete mich im Spiegel. Seltsam sah ich aus. Die Hose ist eines Kriegers würdig, dachte ich, als ich den Gürtel schloss. Vercingetorix oder so. Tapfer gekämpft, doch zuletzt von Caesar in die Knie gezwungen. Ich jedoch hatte Baknaton besiegt. Vorerst. Und das Badewasser ebenfalls.

8. Der Präsident der Vereinigten Staaten

Zum Mittagessen nahm ich nur das Flüssige von einer Tasse Suppe zu mir. Ich hatte keinen Hunger, außerdem fürchtete ich, das Essen sei mit PCP verseucht. PCP, auch Angel Dust genannt, ist eine synthetische Droge. Wenn man es einnimmt, verursacht es einen äußerst brutalen Rausch. Man fühlt sich, als würde einem der Kopf abgeschnitten. Halluzinationen schlimmster Art. Zumindest hatte ich das gelesen.

Jede Minute erwartete ich den Präsidenten der Vereinigten Staaten, der das Tor zur Anstalt durchschreiten und mich befreien würde. Man wollte unser Zusammentreffen verhindern. Er hatte die Satanisten besiegt und eine neue, friedliche Weltordnung aufgerichtet. Nun kam er, zum Pharao auf Lebenszeit ernannt, um seinen Hohepriester abzuholen und mit ihm eine gerechte Weltregierung zu errichten. Ich befürchtete einen Anschlag aus dem Kreis seiner engsten Vertrauten. Vielleicht flößte man ihm auch PCP ein, genau wie man es mit mir vorhatte. Ich saß an der Tür, doch niemand erschien, um die frohe Botschaft von seinem Eintreffen zu verkünden. Ich wartete einen Tag und eine Nacht. Manche wurden eingelassen, andere gingen, doch ich wartete umsonst. Keiner kümmerte sich um mich. Ich verpasste alle Mahlzeiten. Sie gaben mir nicht mal Medikamente. An Schlaf dachte ich nicht. Zu begierig war ich, den Boten zu empfangen. Ich würde ihn sofort erkennen: Feinstes Zwirn, Aktenköfferchen, amerikanischer Akzent. Dann nähme er mich mit, raus aus der Station zum Flughafen, wo ich den Präsidenten treffen sollte. Wir würden zusammen in die USA fliegen, wo

schon meine kleine Fee auf mich wartete. Ich würde ganz edle Klamotten anziehen, dazu opulent speisen. Bei unserer Hochzeit wäre der Präsident Trauzeuge. Dann würden wir uns auf ein abgelegenes Landgut irgendwo in Kalifornien zurückziehen und eine Tochter haben. Die wäre unser ganzer Stolz. Unser ein und alles. Das große Band für unsere Liebe.

Mann, war ich durchgeknallt. Meine Umwelt nahm ich nur durch einen Schleier wahr. Meine romantischen Sehnsüchte vermischten sich mit handfesten Wahnideen. Der Präsident der Vereinigten Staaten. Wenn man es nüchtern betrachtet, ist er doch eigentlich ein ganz schönes Arschloch. Der reine Machtpolitiker, der vor Krieg als politischem Mittel nicht zurückschreckt. Aber letztendlich auch nur eine Marionette der CIA und der multi-nationalen Konzerne.

An was kann man heute noch glauben? „Die Politik ist eine Hure“, hat mein Nachbar Hermann immer gesagt. Er kam aus der ehemaligen DDR und hatte einige Jahre Bautzen hinter sich. Das hat ihn geprägt. 1973 wurde er in den Westen abgeschoben. Anscheinend war er für die dortige Gesellschaft untragbar geworden. In Westdeutschland hat er sich nie so richtig zurechtgefunden. Er ist dann ziemlich schnell nach Holland ausgewandert, wo er einen alten Wohnwagen bezog. „Gek zijn is gezond“, heißt es dort, und „gek“, verrückt, war er schon irgendwie. In Holland fühlte er sich wohl. Dort konnte er sich geben, wie er war: Laut, obszön und meistens betrunken. Seine Sprache war seltsam, ein Kauderwelsch aus Sächsisch, Rheinländisch und Holländisch. Er hatte daraus eine Art Ursprache entwickelt und konnte sich irgendwie mit jedem verständigen. Ja, das waren noch Zeiten, damals auf dem Campingplatz in Holland. Hermann, Tutanchamun und ich. Tutanchamun hieß eigentlich Martien van Polanen-Petel. Nach eigenen Angaben war er ein Verwandter des holländischen Königshauses.

„I want my spirit to survive“, hatte er einmal geäußert. „You could write some short stories...“

Damals dachte ich noch nicht ans Schreiben. Vielleicht habe ich es zu einem Teil Martien zu verdanken, dass ich verrückt geworden bin. Er machte oft seltsame Andeutungen.

„I’ve got to bring down a new technique“ etwa, ohne zu erläutern, was er damit meinte. Manchmal sprach er mit seinem toten Zwillingbruder. Ganz schön verrückt.

„Ik heb alle Aartsen door“, sagte er mal. Meistens saß er den ganzen Tag im Coffeeshop, trank Kaffee, rauchte einen kleinen Spliff und studierte die Leute, die ein- und ausgingen. Irgendwann schmissen sie ihn raus. Es vergräule die Kundschaft, wenn den ganzen Tag so ein abgedrehter Typ an einem Tisch säße und sich seltsam benehme.

Daraufhin ließ er sich öfter bei mir blicken. Wir wurden so etwas wie Freunde. Bei ihm habe ich mich mit Wahnsinn angesteckt. So ließ er mindestens tausendmal Blue Valentine von Tom Waits laufen. Es war eine meiner Lieblingsscheiben, aber das Titelstück konnte ich irgendwann nicht mehr

hören. Irgendwas wollte er mir damit bedeuten. Ich rätselte, was das sein konnte. Vielleicht bin ich auch ein bisschen wie Tom Waits, ich meine, ich habe auch ein schmales Gesicht und eine tiefe, berstende Stimme, wenn ich singe.

Einmal stellte Martien das Cover von Blue Valentine demonstrativ auf. Es zeigt ein Photo von Tom Waits, wie er vor einer Tür hockt, die Arme verschränkt, und an eine verlorene Liebe denkt.

Er könnte mein Vater sein, zumindest mein geistiger, überlegte ich. Seine Musik hatte ich regelrecht aufgesaugt. Es steckt so viel Gefühl darin und auch Verrücktheit. Die Texte sind vieldeutig. Ich begann, sie eigenwillig auszulegen, indem ich alles auf mich bezog. Wenn Tom Waits mein Vater war, so hatte er doch bestimmt Botschaften für seinen Sohn in seinen Werken hinterlassen. So fing alles an. Ich wurde ein psychiatrischer Fall. Und das ist bis heute so geblieben.

Ich wartete also vergeblich auf Bill Clinton. Als ich das eingesehen hatte, verzog ich mich wieder in das Raucherzimmer. Der Fernseher lief; verschiedene Leute saßen da, rauchten und guckten. Ich setzte mich auf einen Stuhl neben der Mattscheibe und begann, eine Messe zu halten. Als reinkarnierter Hohepriester hatte ich die Befähigung und das Recht dazu. Ich betete für alle Kräfte unter dem Himmel, von Satan, dem Verführer bis zu Elohim, dem Höchsten. Ich wand mich auf meinem Platz, stöhnte und murmelte Wortfetzen vor mich hin, die Augen halb geschlossen. Das muss etwa eine Stunde gedauert haben.

Anschließend quatschte mich so ein rotgesichtiger Alki-Typ an und erzählte mir irgendwas von Dortmunder Alt, das es im Aldi gebe. Ich ging ganz freundlich darauf ein und war sogar in der Lage, ein einigermaßen vernünftiges Gespräch mit ihm zu führen. Er war starker Raucher. Mir ging jedoch mittlerweile mein Tabak aus, und ich hatte kein Geld und auch keine Möglichkeit mehr, mir welchen zu besorgen.

Wenn ich in der Klinik bin, rauche ich immer sehr viel. Das tun die meisten dort, man steigert sich gegenseitig hoch. Ein Automatismus. Vor allem ist es die Langeweile, die daran schuld ist. Man sitzt den ganzen Tag im Raucherzimmer und pafft und pafft und pafft. Der Ausgang ist streng reglementiert, wenn man überhaupt welchen hat. Als ich das erste Mal in der Klinik war, hatte ich einen Monat lang keinen Ausgang. Ich kam einfach nicht auf die Idee, danach zu fragen. Das war auch auf der Inneren.

Es ist immer so eine stickige Luft auf der Station, erfüllt vom besonderen Odeur der Klinik. Ein ganz spezieller Geruch. Nach einer Weile bemerkt man ihn nicht mehr. Wenn man dann schließlich draußen ist und mal zu Besuch wiederkommt, schlägt es einem wie ein Hammer entgegen. Die ganzen Erinnerungen kommen hoch. Zum größten Teil unangenehme. Das Eingesperrt sein. Die vielen verrückten Leute. Die Aggression unter den Patienten. Zuweilen konnte es eine richtig schöne

Gemeinschaft sein. Wenn alle aufeinander Rücksicht nahmen. Aber manche Leute konnten alles verderben. Etwa die es mit dem Eigentum nicht so genau nahmen. Dann musste man alles einschließen und immer auf sein Rauchzeug acht geben. Das ging dann auf Nerven und Stimmung. Man wurde überängstlich und war ständig gereizt und nervös. Schlimm konnte es auch werden, wenn einige akut psychotisch waren und verrückte Sachen machten. So wie ich. Aus einem Grunde, den ich hier nicht näher erläutern will, hatte ich mich in eine starke Erregung hineingesteigert. Das ging soweit, dass ich mit entblößtem Geschlecht ein imaginäres Publikum anbrüllte. Es dauerte nicht lange, da kamen zwei kräftige Pfleger, packten mich unter den Armen und schleppten mich durch den Park zu einer anderen Station. Sie gaben mir nicht einmal die Chance, meine Hose zuzumachen. Im Schwesternzimmer setzten sie mich ab. Dort reichte man mir ein Pöttchen mit verdünnten Tropfen. Vermutlich Atosil.

„Geile Medikamente habt ihr hier. Mmh, schmeckt, als ob da Rosenwasser drin ist.“ Ich war noch ganz aufgedreht. „Ich habe nichts mehr zu rauchen, scheiße, wie komme ich jetzt an Tabak?“

„Hast du denn Geld?“ fragte mich ein Pfleger. Er hieß Gregor, wie ich später erfuhr, und er schien ein patenter Bursche zu sein.

„Ich glaube nicht. Ich habe mein Portemonnaie irgendwo verloren. Da war mindestens noch ein Schein drin. Scheiße, kann mir einer vielleicht was leihen?“ Ich war verzweifelt. „Mein Vater müsste eigentlich bald kommen und mir Kohle bringen. Ist denn in der Tasche nichts drin?“ Ich deutete auf eine braune Reisetasche, die mein Vater für mich gepackt hatte. Bisher hatte ich noch nicht hineingeschaut. Wir sahen nach, und es fand sich ein Umschlag mit einem 20-Mark-Schein darin. Geil. Mein Alter ist schon lieb.

„Und wie komme ich jetzt an Tabak?“ fragte ich.

„Was rauchst du denn?“

„Van Nelle schwarz. Was kostet der heute, wie viel Päckchen bekomme ich dafür, vier?“

„Keine Ahnung. Wir werden sehen. Aber ich finde schon einen, der für dich einkaufen geht. Verlass dich drauf. Inzwischen kannst du dich ins Raucherzimmer setzen, bis die Ärztin kommt. Wir rufen dich dann.“

Ich setzte mich also ganz folglich ins Raucherzimmer. Lungenschmacht hatte ich, und so sammelte ich Kippen aus den Aschenbechern. Gregor hatte anscheinend etwas dagegen.

„Du kriegst schon rechtzeitig was zu rauchen. Ein bisschen kannst du doch wohl noch warten.“

Die Tür ging auf und eine Frau kam rein. Sie war etwa so alt wie ich und sah ein bisschen freakig aus. Ganz sympathisch. Sie sah mich an und lachte. Dann gab sie mir einen Tabakbeutel mit etwas Hartem darin und ging wieder raus. Ich schaute in den Beutel. Es war eine alte Falcon-Pfeife, aber

sie war defekt. Der Kopf ließ sich nicht mehr aufschrauben. Ich schmunzelte. Das fing ja gut an auf dieser Station. Falcon-Pfeifen werden nämlich gern von Kiffern benutzt. Witzig. Aber in der Klappe findet man viele Kiffer. Das ist ein Erfahrungswert.

Nach einer Weile rief mich der Pfleger. Er zeigte mir drei Päckchen feinsten Van Nelle.

„Der Junge hat noch vierzig Pfennig draufgelegt. Die kannst du ihm bei Gelegenheit wiedergeben.“

Ich nahm die Päckchen und dankte in aller Form.

„Ich würde sie einschließen“, meinte er. „Hier ist der Schlüssel für den Schrank. Ich zeige dir jetzt mal dein Zimmer.“

Ich folgte ihm. Mein Zimmer war das erste im Gang, direkt neben dem Schwesternzimmer. Das so genannte Beobachtungszimmer. Man konnte nämlich durch ein Fenster vom Schwesternzimmer aus hineinschauen. Es standen zwei Betten darin. Ein älterer Mann mit grauem, schütterem Haar machte sich an einem der Nachtschränke zu schaffen, auf dem verschiedene Flaschen mit Obst- und Gemüsesäften standen.

„Hier ist dein Schrank“, meinte Gregor. Er öffnete ihn. „Da kannst du deine Klamotten reinpacken. Und das Fach ist für Schuhe.“

„Schon klar“, erwiderte ich.

Ich begann, meine Sachen auszupacken und in den Schrank einzusortieren. Der ältere Mann sprach mich an.

„Ich heiße Siegfried“, sagte er. „Du kannst du zu mir sagen.“

Ich nannte meinen Namen. Er bot mir zur Begrüßung einen Drink an. Tomatensaft mit Mineralwasser. Ich verabscheue Tomatensaft, aber mit Rücksicht auf den guten Ton stürzte ich das Zeug hinunter.

„Schmeckt gut“, meinte ich. Dabei verzog ich keine Miene. Dann fuhr ich fort, meine Sachen einzupacken. Siegfried begann jetzt damit, sich obenrum auszuziehen. Er nahm mein Pyjamaoberteil und zog es sich über. Ich protestierte sanft.

„Siegfried, das ist meins“, sagte ich nur, und schon hatte ich einen rechten Haken sitzen. Richtig gekonnt. Wie sich herausstellte, hatte Siegfried früher einmal geboxt. Mein Kopf summt. Ich sagte nichts, sondern ging direkt zum Schwesternzimmer.

„Der Siegfried, der Typ da, hat mir eins verpasst. Ich hab ihm bloß gesagt, dass er meinen Schlafanzug ausziehen soll, da hat er zugeschlagen. Ich glaube, der tickt nicht ganz richtig!“

„Wir kümmern uns darum“, meinte Gregor bloß lakonisch.

So etwas schien öfter vorzukommen. Er regelte die Sache dann auch ganz gut. Siegfried zog das Oberteil aus und versprach hoch und heilig, nie mehr andere Leute zu schlagen. Eigentlich war er ein

feiner Kerl. War mal Weinhändler gewesen und hatte Verbindungen zu Freimaurerkreisen. Logen und so, richtig geheimnisvoll. Er sprach aber selten darüber.

Ich ging erstmal eine rauchen. Gerade hatte ich die Zigarette ausgemacht, als eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren das Zimmer betrat. Sie hatte blonde Haare, die zu einem Zopf geflochten waren. Sie sah sehr gepflegt aus, zudem war sie recht hübsch. Das Auffälligste an ihr war aber ein Blindenstock in ihrer rechten Hand, mit dem sie den Boden abtastete. Ihr rechtes Auge schielte nach außen. Mit dem anderen sah sie mich an.

„Herr Baerlap?“ fragte sie.

„Ja?“

„Mein Name ist Stilleseen. Ich bin Ärztin. Kann ich Sie mal kurz sprechen?“

Ich mochte sie auf Anhieb.

9. Siegfried oder Der Schmerz des Drachen

Der erste Eindruck täuschte mich nicht. Die Art und Weise, wie sie mit Menschen umging, törnte mich an. Sie konnte zuhören. Ich erzählte ihr etwas von den Rosenkreuzern, mit denen ich mich verbunden fühlte. Die chymische Hochzeit des Christian Rosenkreutz, frei nach Rudolf Steiner.

Sie nickte nur und hörte weiter zu. Dem Kranken nicht widersprechen, das schien ihre Devise zu sein. So lassen sich die meisten Erkenntnisse gewinnen. Ab und zu eine psychologisch geschickte Frage.

Ich bin trotz oder gerade wegen meiner Erkrankung psychologisch eine Niete, ich falle auf alles herein. Psychiater sind Profis. Nun gibt es unter ihnen aber auch aufgeblasene Popanze. Meistens sind es die Oberärzte, die sich auf ihren akademischen Grad und ihren Rang in der Stationshierarchie etwas einbilden. Zeit ist Geld, und so werden die einzelnen Patienten behandelt. Möglichst sparsam, es sei denn, sie sind privat krankenversichert.

Frau Stilleseen war anders. Sie nahm sich viel Zeit. Sie war noch keine Oberärztin und eigentlich auf der offenen Station beschäftigt. Sie vertrat nur den Stationsarzt. Allerdings verordnete sie mir ziemlich viel Medikamente. Dapotum, ein starkes Neuroleptikum, sowie Valium und Atosil zur Beruhigung. Alles recht hoch dosiert. Psychotikern knallen sie immer unheimlich viel Zeug rein, damit sie ruhig bleiben. Und das Zeug hat Nebenwirkungen. Die Muskelkrämpfe sind schlimm. Aber

dafür gibt's ja Akineton, ein Anti-Parkinson-Medikament. Für alles gibt es Medikamente. In dieser Hinsicht war Frau Stilleseen auch nur eine typische Vertreterin der Schulmedizin.

Nach dem Gespräch hatte ich Gelegenheit, meine Situation neu zu überdenken. Ich war kein Elfe mehr, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Patient in einer ganz gewöhnlichen Landesklinik. Die Station selber kannte ich noch. Sie war recht klein, beherbergte etwa achtzehn Patienten und hatte einen umzäunten Garten, wo man bei gutem Wetter auf der Terrasse sitzen konnte. Eigentlich ganz gemütlich. Einen Pfleger kannte ich auch noch, Frido hieß er. Bei diesem Namen musste ich immer an Frodo denken, den Hobbit aus der Herr der Ringe-Trilogie von J.R.R. Tolkien. Dieser Frido hatte allerdings nichts hobbithaftes. Weder war er klein noch besaß er Haare auf den Füßen, soweit ich das beurteilen konnte. Aber er war blond. Ansonsten arbeiteten einige verdammt hübsche Schwesternschülerinnen auf der Station. Brünettes Gift.

So langsam holte mich der Stationsalltag ein.

Sieben Uhr wecken, frühstücken, dann rumhängen und rauchen.

Mittagessen, kleines Nickerchen, dann Kaffee. Muckefuck. Wer eigenen Kaffee besaß, durfte sich eine Tasse kochen.

Wieder rumhängen. Rauchen. Dann Abendessen. Viel Wurst, wenig Käse. Die ekligsten Wurstsorten habe ich dort gesehen. Ich käme nie auf die Idee, mir so etwas zu kaufen. Einfach zu fies. Aber die Leute zogen sich das Zeug ohne Skrupel rein. Ich hätte Angst, Pickel zu bekommen oder Schweinepest.

Verdauungszigarette, dann rumhängen und labern. Das konnte recht spannend sein, es waren die interessantesten Charaktere auf der Station repräsentiert. Judith etwa, die Frau, die mir die Pfeife gegeben hatte, besaß einen esoterischen Touch. Früher hatte sie viel gekiff't. Nun rannte sie mit dem I Ging unter dem Arm über die Station und wollte von mir wissen, wie man es befragt. Ich sagte ihr, dazu brauche sie nur drei Münzen, das umständliche Auszählen mit den Schafgarbenstengeln könne sie sich sparen. Das sei nur etwas für besonders wichtige Fragen, wenn man vorher darüber meditieren wolle. Das I Ging, das alte chinesische Buch der Wandlungen, ist schon geil. Man vergleicht seine Situation mit einem Bild aus der Natur und erkennt, wohin es sich wandelt. Wirklich die Zukunft voraussehen kann man wohl nicht damit, aber es gibt einem die Möglichkeit, von einer philosophischen Warte aus die eigene Lage zu überblicken. Die Chinesen haben sowieso eine ganze Menge edler Weisheit hervorgebracht. Laotse mit seinem Buch vom Tao oder Konfuzius etwa, um nur zwei der bedeutendsten Philosophen zu nennen. Und die Kunst der Teezeremonie hat dort ihren

Ursprung, eine feine Sache. Wenn man am kaiserlichen Hof seinen Tee nicht laut schlürfte, bekam man den Kopf abgeschlagen.

Das finde ich etwas übertrieben. Aber Tee muss man schlürfen, da hatte der Kaiser Recht. Sonst kann man das Aroma nicht voll auskosten. Auf der Station gab es auch manchmal Tee. Man musste ihn mit Milch und Zucker trinken, sonst schmeckte er abscheulich. Es war halt irgend so ein Beutel-Ostfrieze. Gerade gut genug, um die Straße damit zu teeren. Aber es war immerhin Tee.

Dann gab es noch Dirk, Siegfrieds Schatten. Alles was Siegfried anordnete, er führte es aus. Dabei war er sehr freundlich und aufmerksam. Er respektierte eben das Alter. Früher war er wohl mal in die rechte Szene abgerutscht. Aber jetzt hatte er andere Freunde, Freaks, Kiffer und so. Wegen Drogen und Alkohol war er in eine Psychose gerutscht, und jetzt stand er wieder massiv unter Stoff, diesmal von ärztlicher Seite verordnet. Er konnte sich sehr schlecht konzentrieren, weil sie ihn so volldröhnten. Er bekam neben manch anderem Zeug 300 mg Atosil am Tag, das sind vier Tabletten pro Mahlzeit. Eigentlich war er ein netter Kerl. Er beschäftigte sich mit tibetischem Buddhismus und Yoga. Aber er hatte einen unerhörten Minderwertigkeitskomplex, hielt sich für total fertig, weil er so viel gesoffen hatte. Hatte ständig Kampftrinken mit seinen Kameraden geübt. Außerdem machte ihm seine Psychose zu schaffen. Er hatte panische Angst vorm Weltuntergang.

Nicht ganz unberechtigt, wie ich meine. Gerade jetzt, wo ich dies schreibe, steht die Nato zum ersten Mal in ihrer Geschichte in einem bewaffneten Konflikt. Ein Weltkrieg droht, glaubt man den Schlagzeilen. Wieder so ein verrückter Imperator. Und Bomben, Bomben, Bomben. Als wenn die das Problem lösen könnten. Aber wen interessiert schon meine Meinung. Hauptsache die Starken setzen wieder einmal ihr Recht durch. Genug davon.

Ich begann nun wieder mit Yoga. Meine „Klumpfüße“ waren in dem Moment verschwunden, als mich die beiden Pfleger gepackt und auf die andere Station geschleift hatten. Ein Wunder. Ich konnte es mir nicht erklären. Nun konnte ich wieder meine Asanas durchführen.

Zuerst übte ich im Nichtraucherraum. Dabei geriet ich vorübergehend mit Frau Sturm, der Putzfrau, in Konflikt. Sie hatte genaue Zeiten, in denen sie die einzelnen Zimmer putzte. Ihr Name war Programm. Sie putzte wie ein Orkan. Besessen. Blindwütig. Endgültig. Uns Patienten nannte sie gelegentlich „Ihr kleinen Schweinchen“. Niemand durfte das Badezimmer benutzen, wenn sie es gerade sauber gemacht hatte. Sie war richtig stolz auf ihr vergängliches Werk. Von Zeit zu Zeit aber richtete sie sich auf, griff mit einer Hand an die Hüfte und stöhnte leise: „Oh, mein Rücken!“ Manchmal konnte sie einem richtig Leid tun. Sie war schon über fünfzig und hatte schütteres, dauergewelltes Haar. Ihr Gesicht wirkte meist ein wenig verkniffen, als wenn sie laufend unsere

Unsauberkeit kritisieren würde. Nur wenn sie mit Ärzten sprach, was öfters vorkam, setzte sie eine überfreundliche, von Hochachtung und Respekt nur so tiefende Miene auf. Ich mochte sie nicht. Es gelang mir jedoch, mich mit ihr zu arrangieren. Sie zeigte sogar Verständnis für meine morgendlichen Übungen. Yoga habe sie noch nicht ausprobiert, vertraute sie mir an, aber autogenes Training schon. Wegen ihrer Migräne. Sie habe ständig Kopfschmerzen, seit Jahren schon. Es habe sogar ein wenig genützt.

Ich übte also morgens im Fernsehzimmer, als sich ein neues Problem aufat. Siegfried kam herein, und als er meiner ansichtig wurde, begann er die Übungen nachzuahmen. Ab und zu streute er andere Übungen ein, etwa Kniebeugen oder Liegestütze. Dabei begann er heftig zu schnaufen. Als ich schließlich einen Kopfstand machte, sah er mich entrüstet an.

„Das kannst du hier aber nicht machen“, meinte er. „Das will ich nicht, so’n Zeug.“ Er protestierte immer heftiger. Schließlich begann er, laut zu schimpfen. Eine Schwester kam rein, um zu sehen, was los war. Siegfried beschwerte sich bei ihr, allerdings recht unzusammenhängend.

„Ich habe nur Yoga gemacht, da ist Siegfried angekommen und hat mich beschimpft“, verteidigte ich mich. „Ich bin unschuldig!“

Die Schwester versuchte zu schlichten

„Vielleicht kannst du von jetzt an in deinem Zimmer üben“, meinte sie.

Ich gab ihr Recht. Siegfried war manchmal ein bisschen durcheinander, und man konnte ohne besonderen Anlass mit ihm zusammenrappeln. Dann war Rückzug angesagt. Der Klügere gibt nach. Aber irgendwie fand ich Siegfried kernig. Er hatte so etwas von einem guten Deutschen, wenn es den gibt. Ich meine moralisch und so. Eigentlich war er recht tolerant und aufgeschlossen. Aber er war ein Nervenbündel. Manchmal konnte er einem wirklich auf den Geist gehen. Etwa wenn man Yoga üben und sich konzentrieren wollte. Oder beim Essen, wenn es Gerangel um die Plätze gab. Tja, nobody is perfect. Ich verlegte die Übungen also in mein Zimmer, obwohl es doch recht klein war. Hier konnte Siegfried mich kaum stören.

10. Kupfer und Gold

Mit der Zeit integrierte ich mich einigermaßen in das Stationsleben. Ich zeigte nun keine Anzeichen einer akuten Psychose mehr; die Ärzte konnten mit mir zufrieden sein.

In der Beschäftigungstherapie formte ich eine Büste aus Ton. Irgendwann stellte ich fest, dass sie dem Freund meiner Angebeteten ähnelte. Ich stampfte sie wieder ein.

„Ach, wie schade“, meinte da die Beschäftigungstherapeutin, Frau Komasutri, eine pummelige Mittvierzigerin. Einige behaupteten, sie sei lesbisch. Sie selbst sprach aber nie über ihre privaten Verhältnisse. Sie war gutmütig, ein bisschen naiv, konnte jedoch zuweilen recht eigensinnig sein. So betonte sie einmal, ich könne alles nehmen und gebrauchen, was ich in der Werkstatt fände. Ich sah mich um und nahm schließlich ein Stück Kupferblech in die Hand. Vorsichtig befühlte und beroch ich es, strich sanft über seine matt glänzende Oberfläche. Es faszinierte mich. Kupfer. Ein geheimnisvolles Material. Sehr gern mag ich Rotgold, also Gold mit Kupferanteil. Ich besaß einen rotgoldenen Ring, den ich ständig trug. Ein Erbstück meiner Vorfahren, schon ganz dünn und abgenutzt. Die Steine fehlten. Der Ring war eine Erinnerung an meine mystische Hochzeit. Frau Komasutri stürzte nun auf mich zu und riss mir das Kupfer aus den Händen.

„Damit arbeiten wir nicht“, sagte sie nur knapp, legte es in den Schrank zurück und verschloss ihn. Ich fand ihr Verhalten ein wenig übertrieben. Alte Schnepfe. Denn eigentlich hatte ich ja mit dem Kupfer gar nichts machen wollen. Spüren wollte ich es nur, mit ihm verschmelzen.

Ich hatte jetzt auch Ausgang. Hui, da ging es los mit der ganzen Truppe, Personal und Patienten. Alle machten sich bereit und zogen sich Mäntel und Schuhe an. Man spazierte gemessenen Schrittes eine Runde durch den Park, um dann zielstrebig die Cafeteria anzusteuern. Richtig guten Kaffee gab es da, für eine Mark vierzig die Tasse. Und Bienenstich und Erdbeerkuchen mit Sahne. Raucher hier, Nichtraucher da. Ein gutes Gefühl, wieder die - wenn auch eingeschränkte - Freiheit zu kosten. Raus aus dem Mief und der Enge der Station, und wenn es auch nur für eine halbe Stunde ist. Andere Leute sehen.

Die Cafeteria und der angeschlossene „Treffpunkt“, wo Billard und Tischtennis gespielt werden konnte, bildeten das Zentrum des öffentlichen Lebens der Klinik. Hier wurde gemeinsam konsumiert. Vor allem Cola, Kaffee und Zigaretten.

Die meisten Leute waren irgendwie süchtig, so kam es mir vor. Und sie hatten meistens wenig Geld. Deshalb gab es auch so viele Schnorrer. Einige von ihnen verhielten sich einfach penetrant. Sie gingen mir so auf den Senkel, dass ich manchmal Lust verspürte, ihnen eins in die Fresse zu hauen. Aber meistens gab ich den armen Schweinen doch eine Zigarette oder ein bisschen Geld. Ich hatte zwar auch nicht viel mehr davon als sie, aber es schien mir ratsamer, ihnen was zu geben, als wenn sie stundenlang nervten.

Ich traf Gerold wieder, einen alten Kumpel, mit dem ich mal das Zimmer geteilt hatte. Auf einem Ohr war er schwerhörig. Zuweilen fragte er mit seinem typischen „Wa? Wa?“ nach, wenn er was nicht verstanden hatte. Er lachte ein tiefes, sattes Lachen, und hörte ähnliche Musik wie ich, 70er Jahre-Kram, Jazzrock und so'n Zeug. Er hatte einen Walkman dabei mit einem dicken fetten Kopfhörer. Wir tranken Malzbier und unterhielten uns über das Thema Nummer eins.

„Das muss spritzen“, meinte er. „Ich glaube, das kommt von den Medikamenten.“

„Was kriegst du denn?“

„Leponex und Atosil. Und Neurocil bei Bedarf. Wenn ich nicht schlafen kann.“

„Dazu krieg ich Valium. Neurocil ist ein tückisches Zeug.“

„Ich nehm's selten. Aber ich denke mal, das Leponex ist schuld.“

„Es soll ja eigentlich wenig Nebenwirkungen haben, hat mir `ne Ärztin mal erzählt. Aber es kann das Blutbild verändern. Dir zapfen sie bestimmt öfter mal Blut ab, oder?“

„Anfangs haben sie es alle vierzehn Tage gemacht. Später nicht mehr so häufig. Daran gewöhnt man sich. Ich habe gute Venen.“

„Aber gedrückt hast du noch nicht?“

„Ich bin doch nicht verrückt. Du etwa?“

„Allerdings. Braunes und Weißes. Das Weiße kam wie ein Hammer. Knirrrrsch, dein Hirn beginnt zu vibrieren, und die Musik gerinnt zu einem kristallinen Sprinkeln. Du fühlst dich wie Gott. Du beherrscht alles. Allerdings ist es ein verdammter Selbstbetrug. Ich würd's nicht wieder machen. Da kannst du besser mal in den Puff gehen oder dir einen saufen.“

„Und wie lange hast du das gemacht?“

„Gott sei dank nur eine Woche. Dann habe ich das restliche Heroin weggegeben, ich konnte es nicht mehr sehen. Der Entzug hielt sich noch in Grenzen.“

„Das könnte ich nicht, mir eine Spritze in den Arm jagen, nur um breit zu werden. Kiffen ist ja noch in Ordnung. Aber so'n Scheiß...“

„Ich wollte es mal ausprobieren. Ich hab mir gedacht, du bist so lange am Kiffen, da muss mal was anderes kommen. Auch auf die Gefahr hin, als Junkie zu enden. Ich hab Musik gemacht, nachdem ich mir meinen ersten Schuss gesetzt hatte. Daraus ist dann eine Spur auf'm Demotape geworden. Heroes von David Bowie auf Deutsch. Ist ein total unheimliches Stück geworden. Die Gitarrenspur - ich habe sie rückwärts laufen lassen - jagt einem Schauer über den Rücken.“

„Hast du das Tape mit deiner Band eingespielt?“

„Nee, alleine. Hab alle Instrumente selbst gespielt. Damals hatte ich mich gerade von der Band getrennt.“

„Ach so.“ Gerold setzte seinen Kopfhörer auf und schaltete den Walkman an. Er sah mir ins Gesicht und grinste.

„Willst du mal hören?“ fragte er.

„Warum nicht.“

Ich setzte den Kopfhörer auf. Close to the edge von Yes schallte mir entgegen: A seasoned witch could call you from the depths of your disgrace/ And rearrange your liver to the solid mental grace...

Ich lauschte eine Weile. Dann gab ich den Kopfhörer zurück.

„Guter Sound“, meinte ich. „Hat richtig Bässe, das Ding.“

Mittlerweile kam die Beschäftigungstherapeutin an unseren Tisch und mahnte mich zum Aufbruch.

„Wir müssen. Es ist schon halb fünf.“

Ich verabschiedete mich von Gerold: „Halt die Ohren steif.“

„Jau, mach´s gut. Bis ´n andermal. Wir können ja mal Billard spielen.“

„Gute Idee. Bis dann.“

In der folgenden Zeit traf ich mich öfter mit Gerold. Im Billard waren wir etwa gleich stark, so dass sich spannende Partien ergeben konnten. Als ich alleine Ausgang bekam, gingen wir gelegentlich ins Trockendock und tranken Pötte Kaffee zu einer Mark sechzig. Man konnte dort auch billig essen. Im Trockendock trafen sich ehemals Süchtige und psychisch Kranke. Es war ganz gemütlich eingerichtet, mit Polstermöbeln und Blumen vor den Fenstern. Auf dem Pott musste man im Sitzen pissen, ein großes Schild wies darauf hin.

Mit mir ging es aufwärts. Nach vier Wochen Geschlossener redeten die Ärzte schon von einem Wechsel auf die offene Station. Vorerst bekam ich ein Einzelzimmer, damit ich für die Schule lernen konnte. Ich hatte den Ärzten bei Gelegenheit meine Klassenarbeiten gezeigt, die mit dem Sehr gut darunter, und sie hatten gemeint, ich könne in der Klinik auch zur Schule gehen. Es gebe Räume und ein paar Lehrer, die dort unterrichteten. Der Stoff würde individuell abgesprochen.

Das hörte sich gut an. Ich fühlte mich wieder einigermaßen fit. Lernen hat mir eigentlich immer Spaß gemacht. Ich meine dabei nicht das stupide Pauken, das Auswendiglernen, sondern eher das Vergrößern des Allgemeinwissens, das spielerische Dazulernen.

Ich habe dreimal versucht, die zwölfte Klasse zu bewältigen, aber es kam jedes Mal irgendetwas dazwischen. Erst war es meine große Liebe, die mich später immer wieder zwanghaft beschäftigen sollte, dann zog ich meiner nächsten Freundin, die mit dem Studium begann, hinterher. Schließlich scheiterte es an meiner Faulheit und ungenügenden Kenntnissen in Mathematik. Ich nahm nur das auf, wofür ich mich interessierte: Kunst, Deutsch, ein bisschen Philosophie. Vor allem Geschichte. Einmal schrieben wir eine Arbeit über den Sonnengesang von Amarna, eine Dichtung Echnatons.

Damals habe ich das erste Mal von ihm gehört. Ansonsten hing ich oft durch und schwänzte viel. Hatte nur Interessen für die Frauen und das Dope. Sex´n´Drugs´n´Rock´n´Roll eben. Da muss man durch, glaube ich, sonst versäumt man was.

Vielleicht hat jeder so eine Zeit, in der er sich ein bisschen auslebt. Die Hörner abstoßen nennt man das wohl. Ja, ja, die Jugendzeit. Was haben wir nicht alles erlebt, Alkohol, wilde Partys, die schärfsten Frauen, aber irgendwann ist es damit vorbei, man wird ruhig und gesetzt. Man rostet ein, sei es in der Pflicht, sei es im Nichtstun. Die Gewohnheiten überwältigen einen. Aber zuweilen macht sich noch ein Drang zur Wildheit und Freiheit, ja, zu ungezügelter Ausschweifung bemerkbar. Man möchte richtig einen draufmachen, in den Puff gehen, gar zu stärkerem Rauschgift greifen. Zuweilen gibt man nach. Aber es passiert zu selten. Natürlich gibt es auch Menschen, deren Leben eine einzige Orgie ist. Doch ich beneide sie nicht.

Dietmar besuchte mich jetzt öfter. Einmal, am Wochenende, brachte er Joe mit. Wir drehten eine Runde durch den angrenzenden Nordpark. An einem Ende des Parks lag ein kleiner See, von einer malerischen Holzbrücke überspannt. Am Fuße der Brücke hatte ich oft auf mehreren großen Findlingen gesessen und meditiert oder mit meiner speziellen Freundin telepathiert. In der Nähe des Sees auf einer kleinen Anhöhe stand ein Kreis von schwarzen Monolithen, offenbar ein Kunstwerk. „Stonehenge“, meinte Joe.

Anschließend leisteten wir uns Kaffee und Kuchen in der Cafeteria. Wir setzten uns nach draußen. Die Sonne knallte vom Himmel, es war drückend heiß. Irgendwann erschien dann Adam, stieg schwerfällig von seinem Dreirad herunter und schaute in die Runde. Er suchte sich potentielle Opfer aus.

„Du... du... hast du... hast du mal... hast du mal drei Mark für Stumpen?“

Die meisten kannten ihn und wollten ihm nichts geben.

„Adam, hör auf zu betteln!“ sagten sie nur streng. Aber manchmal hatte er Glück. Dann tat ihm jemand einen Kaffee aus oder schenkte ihm ein Geldstück. Weil er jedoch den ganzen Tag bettelte, kriegte er meistens eine ganze Menge Kaffee zusammen. Gegen Abend war er regelrecht besoffen und torkelte. Zuweilen fiel er hin. Ich schenkte ihm eine Mark. Dietmar wollte ihm nichts geben.

„Adam, ich hab selber nichts mehr“, sagte er. „Du kannst `nem nackten Neger nicht in die Tasche greifen.“

Dietmar hatte immer irgendwelche Sprüche auf Lager, ob sie nun passten oder nicht. Joe war zurückhaltender.

„Nee, nee, ich hab kein Geld“, meinte er nur schüchtern, um sich gleich von Adams großen, treuen Augen abzuwenden. Dietmar erzählte, Adam habe Frau und Kinder gehabt und eine Menge Geld

verdient, bevor er durch einen Motorradunfall zu dem wurde, was er jetzt war: Ein mehrfach behinderter Langzeitpatient ohne Chance auf Rehabilitation. Andere jedoch äußerten, Adam sei schon von Kind auf behindert gewesen. Er selbst sagte nichts dazu. Er sprach nur, wenn er einen Wunsch hatte. Ansonsten schwieg er. Ein kluger Mensch.

Eines Tages war es dann soweit.

„Sie kommen auf die offene Station“, verkündeten die Ärzte in der Visite.

„Packen Sie Ihre Sachen zusammen, heute Nachmittag werden Sie verlegt.“

Im Geist verabschiedete ich mich von Siegfried. Er war mir richtig ans Herz gewachsen, so kauzig wie er sich manchmal auch verhielt. Er würde nicht so bald auf die Offene verlegt werden, dazu war er zu instabil. Einige Leute blieben Jahre auf der geschlossenen Station. Irgendwann wurden sie dann als Langzeitpatienten auf eine halboffene Station verlegt.

Eine schreckliche Aussicht, ein Leben lang in diesen Gemäuern dahinzuvegetieren. Aber manche von ihnen hatten sich mit dem Klinikleben gut arrangiert. Die Station war zu ihrer Heimat geworden. Sie wurde Teil ihrer Identität. Sie vermittelte Halt und Geborgenheit. Andere Dauerpatienten berichteten hingegen von körperlicher Gewalt auf ihrer Station und wollten nur weg, nur weg von hier. Aber sie mussten sich gedulden, obwohl die Klinikleitung zusehends bemüht war, Betten für Langzeitpatienten abzubauen. Sie sollten im betreuten Wohnen untergebracht werden.

Ich war meistens sehr schnell auf der Offenen, wenn meine Psychose abgeklungen war. Vier bis sechs Wochen dauerte es im Schnitt, dann war ich so gut wie entlassen. Wenn ich nur einmal von meinem esoterischen Trip runterkam, war ich fast schon geheilt. Es war nur eine Frage der Zeit. Doch diesmal kam es anders.

11. Scotty, beamen!

Auf der offenen Station sah ich Martin wieder, einen alten Bekannten. Wir hatten zusammen in der Gartenkolonne gearbeitet. Er kniete vor der Wand im Flur und hielt sich am hölzernen Geländer fest. Sein Atem ging laut und heftig. Er hyperventilierte.

„Martin“, rief ich, „lange nicht gesehen. Wie steht's?“

„Geht so“, meinte er nach einer kleinen Pause bedächtig. „Ich krieg schlecht Luft. Ich sollte aufhören mit dem Rauchen, vielleicht geht's dann besser.“

„Das hab ich auch schon versucht. Aber hier drin ist es unmöglich, aufzuhören. Und sonst, bist du noch in der Kolonne?“

„Nee“, erwiderte er. „Ich kann so schlecht laufen. Das ist wohl eine Lähmung im Gehirn. Die anderen sind immer mit dem Chef losgezogen und ich musste im Keller auf sie warten. Das hatte keinen Zweck mehr.“

Ich pflichtete ihm bei. Wenn man nicht laufen kann, ist man für die Gartenkolonne verloren.

„Lass uns eine rauchen gehen“, schlug er vor. Wir setzten uns ins Raucherzimmer und drehten uns Zigaretten. Er rauchte Schwarzer Krauser. Ich gab ihm Feuer.

„Peter Dippchen ist auch hier auf der Station, nicht wahr?“ fragte ich ihn, obwohl ich die Antwort schon wusste.

„Ja-a“, sagte Martin nur.

Ich sog an meiner Zigarette. Er sah mich plötzlich eindringlich an. Ein unbestimmter Glanz trat in seine Augen. Er begann, von seinem geistigen Auftrag zu reden.

„Ich bin jetzt seit zehn Jahren dabei, den Saturn zu tragen. Das fühlt sich eigenartig an, wie ein Speer, der dir durch den Kopf gerammt wird. Den Auftrag habe ich von Raumschiff Enterprise erhalten...“

Ich nickte.

„Mit den Planeten, das ist eine ganz tiefe Wahrheit“, meinte ich. „Ich habe manchmal das Gefühl, ich hätte schon auf anderen Planeten gelebt. Wir sind Sternenwanderer. Aber die Menschen vergessen ihre geistige Heimat. Sie werden ganz und gar irdisch und nehmen nichts mehr wahr als ihre eigenen Begierden. Sie verlieren sich im Konsum.“

„Die tun alle nur fernsehen“, bestätigte er mich. „Ich hab jetzt seit fünfzehn Jahren kein Fernsehen geguckt. Der Große Bruder saugt die Leute aus. Das wird alles von der Russischen Föderation gesteuert...“

Und so fort. Ab und zu erschien mir gar sehr absurd, was er äußerte, doch ich bemühte mich, die manchmal verborgene Wahrheit in seinen Worten zu entdecken. Im Grunde irrte Martin gar nicht so sehr, er hatte nur gewisse fixe Ideen, die sein Denken zwanghaft bestimmten.

„Ich hätte meine Neurose nicht aufgeben sollen“, sagte er einmal. Wer weiß, was er dafür eingetauscht hatte.

Zu Martin gewann ich schnell ein freundschaftliches Verhältnis. Wir brauchten uns gegenseitig. Manchmal sangen wir uns Strophen aus alten Genesis- und King Crimson-Songs vor. Er hatte fast das gleiche Repertoire wie ich.

„Play me old King Cole, that I may join with you...“

„Lonely moonchild, dreaming in the shadow of a willow...“

Nur bei den neueren Genesis-Sachen konnte ich nicht mithalten. Ich war halt ein Fan von Peter Gabriel. Phil Collins gefiel mir als Drummer am besten, weniger als Sänger. Er hat so eine unangenehm glatte Stimme.

Frau Stilleseen war jetzt meine behandelnde Ärztin. Sie wollte das Valium absetzen, das immer noch hoch dosiert war. Valium hat eine geile Wirkung, man fühlt sich total relaxed, wie auf Wolken. Der Entzug jedoch kann schwer sein. Mittlerweile bekam ich wieder eine Depotspritze, Fluanxol. Das war eine Bedingung für mich gewesen, um auf die offene Station zu kommen. Zusammen mit dem ähnlich wirkenden Dapotum, das ich immer noch oral verabreicht bekam, bewirkte es bei mir ein Zittern am ganzen Leib. Zuerst dachte ich, das käme vom Valiumentzug. Erst als die Pfleger begannen, die Tropfen getrennt zu stellen, jede Sorte für sich, merkte ich, was los war. Diese Scheiß-Medikamente. Wenn sie nicht wären, jedenfalls wenn sie nicht so hoch dosiert würden, könnte man manchen Ärzten glatt vertrauen. Ansonsten knallen sie dich gnadenlos zu und erzählen dabei kalt lächelnd etwas von „therapeutischer Notwendigkeit“ oder gar „prophylaktischen Maßnahmen“.

„Sie wollen doch auch nicht, dass sich ihre Psychose verschlimmert. Risperdal reicht einfach nicht aus“, hört man dann.

So haben sie's eben gelernt. Sie lernen an der Uni, was Generationen vor ihnen dort gelernt haben. Dann lernen sie im Krankenhaus, wie es immer schon gehalten wurde: Aufbewahrung statt beschützender Pflege. Einsperren, ruhig stellen. Als Rechtfertigung dient der Hinweis auf den knappen Personalstand. Es ist halt kein Geld da, und irgendwo muss man ja sparen. Nur nicht an den Medikamenten. Frau Stilleseen war in dieser Hinsicht auch nicht anders als die meisten Ärzte. Aber sie konnte zuhören.

Einmal sprachen wir über Schillers Kabale und Liebe, das wir gerade im Deutschunterricht behandelten. Es endet außerordentlich tragisch, wie das für ein bürgerliches Trauerspiel so verpflichtend ist, mit einem Doppelselbstmord. Die beiden Liebenden, eine Bürgerliche und ein Adelliger, scheitern an den Konventionen ihrer Zeit. Aber die Liebe über den Tod hinaus überwindet die Welt.

So eine ewige Liebe fühlte ich zu meiner Verflorenen. Frau Stilleseen konnte ich das erzählen. Anderen, männlichen, Ärzten vertraute ich mich nicht an. Es war eine der Wurzeln meiner Krankheit, die wir berührten.

„Kennen Sie Ich hab dir nie einen Rosengarten versprochen von Hannah Green?“ fragte sie mich.

„Ich habe davon gehört. Es handelt von einer Schizophrenen, nicht wahr?“

„Es ist autobiographisch. Das Mädchen, Deborah heißt sie, baut sich ihre eigene Traumwelt auf. Sie flüchtet vor der Realität. Doch ihre anfangs schöne Traumwelt, in der sie einen Ausgleich zu Isolation und Diskriminierung in der Welt draußen sucht, verkehrt sich in einen Albtraum.“

„Mir ist es ganz ähnlich ergangen. Zuerst war da das Gefühl, dass ich die Kleine schon seit Tausenden von Jahren kenne. Dann kam die Angst, andere könnten unser Geheimnis herausfinden. Zum Schluss habe ich den ganzen Tag mit ihr telepathiert. Ich hatte das Gefühl, jeder könnte meine Gedanken mithören. Das war entsetzlich.“

„Haben Sie heute noch ähnliche Empfindungen?“

„Von Zeit zu Zeit habe ich noch das Gefühl, dass sie mich ruft. Doch ich antworte nicht, und nach einer Weile hört es auf.“

„Sie sind sehr gut in Deutsch, haben sie schon mal daran gedacht, etwas zu schreiben?“ fragte sie unvermittelt.

„Na ja, ich habe mal mit einer Geschichte angefangen. Es geht um ein bizarres Traum-Eiland mit dem Namen Agzag Mabûl, auf dem lauter Opiumsüchtige wohnen. Der Held wacht eines Morgens auf wundersame Weise in diesem Land auf. Die ganze Sache ist nicht besonders gelungen, die Charaktere sind flach und die Handlung ist ziemlich versponnen. Aber vielleicht ist es ein Anfang...“
Ich traute mir mehr zu.

Der Valiumentzug machte mir mittlerweile zu schaffen. Ich wollte wirklich runter von dem Zeug, und so nahm ich auch zur Nacht nichts ein. Das bewirkte eine anhaltende Schlaflosigkeit. Ich saß bis spät in die Nacht im Raucherzimmer und qualmte, und als ich mich endlich entschliefen konnte, doch noch mal ins Bett zu steigen, machte ich kein Auge zu. Morgens fühlte ich mich erschöpft und gerädert. Nach einigen schlaflosen Nächten lagen die Nerven blank. Das leiseste Geräusch ließ mich zusammenschrecken. Ich bekam regelrechte Paranoia. Einmal furzte Herr Hänscheit, ein Pfleger alter Schule, mich wegen irgendeiner Kleinigkeit an. Ich gab zurück, ich stünde kurz vor einer Psychose. Er möge doch bitte Rücksicht nehmen. Das akzeptierte er sogar.

Die Schule sollte beginnen. Ich stellte mich bei Frau Weißhaupt vor. Sie stimmte die Termine mit mir ab. In Englisch und Mathe sollte ich Unterricht bekommen, den Hauptfächern neben Deutsch. Kabale und Liebe traute ich mir allein zu. Frau Weißhaupt fragte, was wir in Mathe durchgenommen hätten. Zuletzt waren Parabelfunktionen dran gewesen, und jetzt sollte es den Potenzen an den Leib gehen. Potenzierung von Potenzen, ein schönes Thema, wenn man selber impotent war. Aber Scherz beiseite.

Der erste Schultag brach an. Ich hatte wieder einmal nicht geschlafen und war entsprechend überreizt, als ich mich an den Frühstückstisch setzte. Mir gegenüber saß Wilmar, der Karateka. Er quatschte alle Neuen mit seinem Faible für Kampfsport zu. Angeblich besaß er den schwarzen Gürtel in Vollkontakt-Karate, ehrenhalber, wie er versicherte, damit er Schüler trainieren durfte. Er war aus forensischen Gründen hier. Manche erzählten, er wäre ein Kinderficker. Vielleicht war etwas daran, er schien auf der Station zumindest nicht sehr beliebt zu sein. Wilmar arbeitete in der Tischlerei. Er trug einen Blaumann und grinste mich an.

„Heute holen wir die schadhafte Stühle aus dem Raucherraum ab“, meinte er. „Ich hab sie schon aussortiert.“

Tatsächlich standen einige Stühle vorm Raucherzimmer.

„Die werden auseinander genommen, geschliffen, lackiert und dann wieder zusammengesetzt. Ist `ne Heidenarbeit. Aber das muss mal gemacht werden. Die Dinger fallen ja fast schon von selbst auseinander.“

„Ist mir auch schon aufgefallen“, stellte ich fest. Ich hatte keine große Lust, mich mit ihm zu unterhalten. Ich dachte an die Schule.

„Um neun Uhr ist Forum“, begann er wieder. „Dann sollten alle da sein. Es geht um Tischdienst und solche Sachen.“

„Um neun Uhr bin ich in der Schule, da kann ich nicht.“

„Und um zehn Uhr ist Visite. Die geht bis um zwölf. Bis dahin musst du drin gewesen sein.“

„Aha“, sagte ich nur. Damit war das Gespräch vorläufig beendet.

In der Schule konnte ich mich nur sehr schwer konzentrieren. Die Zahlen und Begriffe schwirrten in meinem Kopf durcheinander.

„Also den Divisor durch den Quotienten und dann alles potenzieren, aber ich muss ja noch die Klammer auflösen, oder was mach ich jetzt?“ Ich war vollkommen hilflos.

„Ganz ruhig bleiben, wir haben Zeit genug“, meinte Frau Weißhaupt. „Rechnen Sie das noch einmal Schritt für Schritt durch, und anschließend besprechen wir das ganze.“

Sie wandte sich wieder den anderen Schülern zu. Eine von ihnen war die kleine, blonde Fee von der Inneren, die ich für meine Tochter Nefernefruaton-Tascherit gehalten hatte. Sie hatte Unterricht in Englisch.

„Was heißt Waschmaschine auf Englisch?“ fragte sie. „Die Waschmaschine muss gefüllt werden, steht hier.“

„The washing-machine is to be filled“, schlug ich vor.

Frau Weißhaupt blätterte im Dictionary.

„Washing-machine, korrekt“, meinte sie.

„Du warst doch auch auf der Inneren, nicht wahr?“ fragte ich die kleine Fee. „Bist du noch immer da?“

„Allerdings. Du warst ja ziemlich abgedreht. Hast auf den Boden gerotzt im Raucherzimmer und so.“

„Ich habe eine Hohepriestermesse nach altägyptischem Brauch gehalten“, erwiderte ich.

Ihre Reaktion wird sich jeder denken können. Sie starrte mich an, wie man einen Verrückten eben anstarrt, der gerade etwas ganz Absonderliches gesagt hat.

Plötzlich fielen mir ihre Hände auf.

„Hast du zarte Finger“, staunte ich. Sie war noch recht jung und entsprechend zierlich gebaut. Sie schaute weg und sagte nichts mehr. Bei den meisten Frauen hatte ich anscheinend wenig Chancen. Ich begann, mich wieder um meine Matheaufgabe zu kümmern.

Anschließend war Visite angesagt. Im Fernsehzimmer saßen Frau Stilleseen, der Oberarzt Dr. Morbur, eine Sozialarbeiterin und der Pfleger James im Halbkreis um den Patienten. James war bei der besagten Badeparty dabei gewesen. Er hatte mir ein halbvolles Päckchen Tabak zugeschoben, nachdem man endlich meine Fixierung gelöst hatte. Kein schlechter Mensch.

„Jantje, hör auf mit dem Piepen“, hatte er mir mal geraten. „Das bekommt dir nicht.“

Dr. Morbur richtete das Wort an mich.

„Wann haben Sie das letzte Mal Cannabis geraucht?“ fragte er.

„Auf der inneren Station“, antwortete ich wahrheitsgemäß. „Ich hab noch einen halben Joint einpacken können, als sie mich abgeholt haben. Mit vier Polizisten haben sie versucht, bei mir einzudringen. Mein Psychiater vorneweg. Ich konnte gerade noch die nötigsten Sachen zusammenpacken und schon ging's auf den Transport.“

„Sie schweifen ab“, bemerkte Dr. Morbur trocken.

„Aber ich habe nur deutsches Gras geraucht, biologisch-dynamisch angebaut“, fuhr ich fort.

Dr. Morbur schaute Frau Stilleseen an.

„Die Werte waren auch nicht so hoch“, meinte sie.

„Ist das Ihre einzige Frage?“ wollte ich vom Oberarzt wissen.

„Soweit ja. Haben Sie noch Fragen?“

Ich sprach die Medikamente an. Der Valiumentzug machte mir doch zu schaffen. „Wir können mit dem Atosil noch hochgehen, das dämpft die Symptome“, meinte Frau Stilleseen. Wir besprachen die Einzelheiten.

Man muss richtiggehend mit den Ärzten feilschen, wenn man etwas erreichen will. Frau Stilleseen ließ sich darauf ein. Sie gehörte zu den etwas progressiver zu nennenden Ärzten, die dem Patienten ein gewisses Mitspracherecht einräumten. In manchen Punkten jedoch blieb sie knallhart.

„Ich habe schon viele Ärzte kennen gelernt“, sagte ich schließlich. „Sie sind die beste Ärztin, die ich je getroffen habe.“

Sie lächelte nur freundlich und gab mir die Hand. „Sie können dem Nächsten Bescheid sagen“, meinte sie. Damit war die Visite beendet. Sie hatte nur etwa fünf bis zehn Minuten gedauert. Bei mir ging es meistens sehr schnell. Andere blieben eine halbe Stunde drin. Was die wohl alles zu besprechen hatten. Manche Leute müssen echt Probleme haben.

Nach dem Kaffee saß ich im Raucherzimmer und paffte. Martin kam dazu und fragte, ob ich für ihn einkaufen könne. Er kann so schlecht laufen, der arme Kerl, also konnte ich ihm seine Bitte nicht abschlagen. Er schrieb seine Wünsche auf einen Zettel. Es war eine lange Liste, dazu recht spezielle Sachen: Genau dieses Deo, genau jenes Shampoo. Dann kam noch Jürgen rein und bat mich, ihm eine Stange West mitzubringen. Jürgen war HIV-positiv und musste unheimlich viele Medikamente schlucken. Ab und zu ging er abends in ein Homo-Lokal. Bin im Puff, trug er dann ins Stationsbuch ein. Er war ein lieber Kerl.

Ich wollte mich schon auf den Weg machen, als Dietmar plötzlich hereinschneite, mein alter Yoga-Schüler. Er hatte noch eine Bekannte mitgebracht, diejenige, die im Mittelalter als Hexe inkarniert war. Ich hielt lange ihre Hand fest. „Schlag durch“, meinte ich zu Dietmar. Ich spürte eine besondere Kraft, die von ihr ausging. Dietmar hatte mir erzählt, dass sie sich mit Reiki beschäftigte, der spirituellen japanischen Heilkunst. Ich war gespannt darauf, mich mit ihr zu unterhalten. Doch zuerst dachte ich an meinen Auftrag.

„Ich muss noch erst eben einkaufen“, meinte ich. „Es ist so geiles Wetter, vielleicht könnt ihr am Treffpunkt auf mich warten, hinten an der Terrasse. Es wird nicht lange dauern.“

Ich nahm mir vor, mich zu beeilen.

„Also gut, bis dann“, sagten sie.

Wir trennten uns. Auf dem Weg zum Supermarkt wurde mir das Karma von Dietmars Bekannter bewusst. Luzifer umgab sie wie eine schwarze Wolke. Diese Wolke hatte sie an mich weitergegeben. Ich spürte sie wie eine ätherische Kraft, die mich am Atmen hinderte. Ich lief schnell und vollführte magische Bewegungen mit den Händen.

Als ich am Supermarkt ankam, sah ich zwei Jungen von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren vor der Eingangstür sitzen. Sie verkauften ihr altes Spielzeug. Ich setzte mich dazu, nahm ein Auto und

probierte aus, wie es fuhr. Es entwickelte sich ein Gespräch. Sie erzählten mir, dass sie Kampfsport betrieben, und konnten auch entsprechende Blessuren an den Handkanten vorweisen. Der eine hatte einen blauen Gurt in Aikido, der andere übte Karate. Ich erzählte ihnen Geschichten über die Shaolin, die ich größtenteils aus dem Fernsehen hatte, und dichtete noch einiges hinzu. Der eine, er war etwas älter als der Karateka, erwähnte eine Besonderheit im Aikido, den so genannten grauen Gurt. Das sei eine Auszeichnung für eine bestandene Schmerzprüfung. Man musste über glühende Kohlen laufen und ähnliches Zeug. Diese Prüfung würde aber sehr selten durchgeführt.

Ich war erstaunt, davon hatte ich noch nichts gehört. Den grauen Gurt hatte ich auf der Station von Dr. Mengele erworben, dachte ich bei mir. Als die Kids schließlich ihre Sachen zusammenpackten, erinnerte ich mich wieder an meinen Besuch. Scheiße, nachher hauten die beiden noch ab, bevor ich zurück war. Zum Abschied schenkten mir die zwei Kampfsportler noch ein Auto, das ich mir ausgesucht hatte. Einen Pontiac Firebird von Matchbox. Ich drehte dafür jedem eine Zigarette von meinem schwarzen Van Nelle.

Im Supermarkt spürte ich wieder Luzifers garstigen Atem. Meine Konzentration schwand. Ich kam mir vor wie in einer anderen Welt. Die ganze Überfülle von Waren, die unendlichen Regale, all das verwirrte mich. Luzifer hatte seine kalte Hand nach mir ausgestreckt. Ich brauchte eine Stunde, bis ich Martins Sachen zusammenhatte. Um mich zu belohnen, kaufte ich noch eine Dose Bier. Die würde ich brauchen.

Dietmar und seine Begleitung waren natürlich schon weg.

„Der mit dem Gipsbein und die Frau sind vor zehn Minuten gegangen“, hieß es.

Ich ärgerte mich natürlich und zog mir erst mal die Dose Bier rein. Es half ein wenig. Dann ging ich auf die Station, um die Sachen abzuliefern.

Martin beschwerte sich.

„Das ist ein Deo-Roller. Ich wollte eigentlich Spray haben.“

„Na ja, ich dachte, die Flasche sieht so geil aus, und es war auch billiger...“

„Außerdem ist das kein Shampoo, sondern Spülung. Was soll ich damit anfangen?“

„Keine Ahnung, vielleicht wäscht du dir damit die Haare. Ich hab mich wohl vertan, tut mir Leid...“

„Und Gauloises rauch ich auch nicht. Ich wollte Turner schwarz haben. Gauloises schmeckt mir nicht.“

„Ich kauf dir das Päckchen ab, okay? Komm, ich hab heute einen stressigen Tag gehabt. Genug zu checken. Und mein Besuch ist abgehauen, während ich einkaufen war, schöne Scheiße. Die sind siebzig Kilometer mit dem Auto gefahren. Ich hab genug für heute.“

„Du hast was getrunken.“ Er schmunzelte.

„`ne Dose Bier. Hab ich gebraucht.“

„Ich hätte wohl Bock auf`n Piece.“

„Hier drinnen rauch ich nicht. Sonst krieg ich Paranoia. Hab dann Angst, dass jemand was bemerkt.“

„Das kenn ich.“

Er packte seine Sachen zusammen. Den Tabak ließ er liegen.

„Kannst mir mal `nen Fünfer dafür geben“, sagte er und schlurfte zu seinem Zimmer.

Ich atmete erstmal tief durch. Der Tag heute war wie verhext, dachte ich nur. Jede Menge Stress.

12. Zwei Underberg

Der folgende Tag verlief ebenfalls stressig. Die anderen hatten mich in meiner Abwesenheit zum Tischdienst eingeteilt, was bedeutete, dass ich die Tische einzudecken und nach dem Essen das schmutzige Geschirr wieder abzuräumen hatte. Dazu sollte ich mich um den Raucherraum kümmern, Aschenbecher ausleeren, Tische abwischen und ähnliches. Zudem musste ich noch zur Schule. Zur Belohnung gönnte ich mir am Nachmittag, bei herrlichstem Wetter auf einer Bank im Nordpark sitzend, einen Flachmann Korn und zwei Underberg.

„Das geht nicht gut“, prophezeite Daniel, ein Mitpatient, der sich um die Blumen auf der Station kümmerte, als er sah, wie ich den Schnaps einfuhr. „Warum machst`n so`ne Scheiße?“

„Therapeutische Notwendigkeit“, antwortete ich. „Frau Stilleseen wird dafür Verständnis haben.“

„Ach“, meinte er, „das glaube ich weniger.“

Er ging weiter. Eine Weile genoss ich noch das geile Feeling und die innere Wärme, die der Alkohol verursacht, auf einen kleinen Weiher mit Enten schauend, die gemächlich ihre Kreise auf dem Wasser zogen, dann begab ich mich wieder zur Station. Irgendetwas musste einem Pfleger aufgefallen sein, wahrscheinlich mein lautes Benehmen, ich unterhielt mich zu angeregt. Das war ungewöhnlich für mich.

„Hast einen gekiffht?“ fragte er mich.

„Nö, ich hab Alkohol getrunken.“

Das reichte. Er holte den Alkotest und einen Arzt. Beim dritten Mal funktionierte das Ding, nachdem Dr. Morbur mich angewiesen hatte, einfach nur mit voller Kraft hineinzupusten. Vorher hatte ich die volle Yogi-Atmung angewendet. Immerhin 0,6 Promille.

„Einen Flachmann und zwei Underberg hab ich gehabt, meine Herren. Das war alles.“

Am nächsten Tag durfte ich wieder auf die geschlossene Station umziehen. Aus war es mit der Aussicht, bald entlassen zu werden. Siegfried hatte mich wieder.

Aber schließlich konnte ich doch noch vor Ende der Sommerferien wieder nach Hause. Ich machte mit der Schule weiter, und jetzt, nach zwei Jahren, habe ich mein Abi in der Tasche. Neue Perspektiven eröffnen sich. Nur diese verdammte Krankheit...

Manchmal denke ich noch an Frau Stilleseen. Etwas verband sie mit den Kranken. So etwas wie ein Handicap. Sie war nahezu blind, und so musste sie hören, wie die Schizophrenen, Depressiven und Maniker sich fühlten. Behindert sind viele, aber behindert zu sein kann auch bereichern. Denke ich jedenfalls manchmal.